

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16. Jahrg. III.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1878.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Bis zum nächsten Abend war er sich indessen klar geworden, in welchem Geiste der Brief weitergeführt werden mußte. Der sich ergebende Schluß lautete folgendermaßen:

„Sonstige Bekanntschaften gemacht?“ fragst Du. Leider ja. Ich habe die ersten Tage im Gasthof essen müssen, und wenn ich auch entschlossen war, mir die Leute, mit denen ich an der Tafel zusammentam, zehn Schritte vom Leibe zu halten, so hatte ich dabei ohne die desperate Hartnäckigkeit gerechnet, mit der gesellschaftsbedürftige Menschen, die in kleinen, todtten Städten leben müssen, jeden einigermaßen gebildeten Menschen attackiren, der ihnen aufstößt, und ohne die Liebenswürdigkeiten, mit denen sie ihn überschütten. Sei noch so ablehnend und lakonisch, sie machen Dich müde und es ist rührend, wie sie Dir alles an den Augen abzusehen suchen. So ist es mir denn mit zwei Chemikern gegangen, die in den beiden unweit der Stadt gelegenen Zuckerrfabriken arbeiten, seltsamer Weise auch beide Alfred heißen und dem „ewig Weiblichen“ zeitlebens unterthan sein werden. Im übrigen sind sie die reinen Antipoden; der eine Alfred ist lang und schlank und ziemlich blaß, trägt eine sehr scharfe Brille, vor die er oft auch noch den Klemmer hält, ist stets säuberlich rasirt und in seinem ganzen Wesen ruhelos, unftet, beinahe zerfahren; er hat in Prima eine Anzahl Sonette verbrochen und erwähnt dieselben, und namentlich die überaus originelle Wendung:

„Wie eine Rose trittst Du mir entgegen“

so oft, daß man in Zweifel geräth, ob er wirklich nur bestrebt ist, sich selbst zu ironisiren oder ob ihm die Thatsache, daß er Sonette zu schmieden versteht, nicht doch vielleicht überaus mittheilungswerth erscheint und geeignet, ihn in eine interessante Beleuchtung zu rücken. Er hat, ohne Humor zu besitzen, eine höchst drollige Art, kindliche, schmollende, zimperliche Accente anzuschlagen und Scharfsinn genug, einen Wortwitz zu Tode zu hegen. Da er ein Mensch von vielseitiger Bildung und im Grunde eine wackre Natur ist, so verzeiht man ihm seine erstaunliche Vergesslichkeit und seine Unzuverlässigkeit, die so konsequent ist, daß sie zuletzt nur noch komisch wirkt. Hat man sich für 8 Uhr Abends mit ihm versprochen, so kommt er im günstigsten Falle um 9 Uhr angaloppirt, wie eine von Leoparden verfolgte Giraffe, wirft sich erschöpft und schnaufend in einen Stuhl und hat die allertristigste Entschuldigung in petto. Darf man seinen Versicherungen Glauben schenken, so beträgt die Zahl der von ihm

bisher überstandenen Liebchaften dreißig, wobei kleine Plänkteleien selbstverständlich nicht mitgerechnet sind, und er gefällt sich darin, die Sache so darzustellen, als sei es sein Fluch und eine große Unbequemlichkeit für ihn, allüberall die armen Mädchen magnetisch an sich zu ziehen; er gibt sich gar keine Mühe um sie, er ärgert sich über seine Schwäche, sich nicht zu kühlern, artiger Ablehnung aufzrassen zu können, aber wenn sie ihm entgegenkommen, dann erwacht in seinem weichen Herzen das Mitleid und „halb zog sie ihn, halb sank er hin“ und ein Kuß bildet das Finale. Diese eigenthümliche Spielart der Gattung „Don Juan“ (ich vergaß ganz zu sagen, daß er ein recht hübscher Bursche ist, der dem Geschmack der Frauen, wie sie durchschnittlich sind, ganz gut entspricht) ist nämlich von sehr moralischen Grundfäzen geleitet und geht nicht auf den Ruin der Opfer seiner überwältigenden Liebenswürdigkeit aus — er ist damit zufrieden, ihnen einen Tribut in Form eines Kusses aufzuerlegen und über den leichten Grad von Immoralität, der auch hierin liegt, weiß er sich durch die Erwägung hinwegzusetzen, daß dem Glück gegenüber, von dem hübschen, schlanken Sonettendichter Paul geliebt worden zu sein, ein so kleines Opfer garnicht in die Waagschale fallen dürfte, und daß im äußersten Falle jede einzelne eine ansehnliche Zahl von Leidensgefährtinnen habe, mit denen sie sich trösten könne.

Im übrigen singt er recht hübsch, interessiert sich lebhaft für die schöne Literatur und hat in ästhetischen Dingen ein gesundes Urtheil; ich plaudre ganz gern mit ihm, und wenn er jeder Dame, die das zweifelhafte Glück genöß, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, ein überschwängliches Beiwort verleiht, wenn er die Eine eine Juno, die Zweite eine Diana, die Dritte eine Madonna, die Vierte eine reine Elfe sein läßt, so lacht man ihn eben herzlich aus. Er hat die Schwäche, jedem Recht zu geben — nur in zwei Punkten hat er seine eigene, unbeugsame Meinung. Als (selbstverständlich materialistischer) Naturforscher hat er einen wahren Haß wider alles, was Religion heißt und speziell gegen das Christenthum, und wenn jemand Richard Wagner für einen Muster hält, so kann er wild und bitter werden.

Der andre Alfred ist eines Kommerzienraths Sohn, Doktor durch die kostspielige Gnade der Universität Zena und obendrein Reserveoffizier, welcher letztere Umstand ihn jedoch nicht hindert, den vielverheißenden Bauch fast demonstrativ vor sich her zu

schieben und sehr gewaltjam mit den Armen zu schlenkern. Er ist ein reines Kind, d. h. gutmüthig, lenksam und launenhaft. Wie schon das Vorhandensein eines Bauches andeutet, ist er ein eingefleischter Gourmand, hat die Geheimnisse der edlen Kochkunst mit Liebe und Fleiß ergründet und fühlt sich sichtlich gehoben, wenn er als Koch funktionieren kann; seiner Hochachtung für den langen Alfred thut nur der einzige Umstand Abbruch, daß dieser zwischen Schöpfenbraten und Truthahn keinen Unterschied zu machen vermag und einem Hummer in vollständiger Kathlosigkeit gegenübersteht. Der Brave pflegt sich, wenn wir uns in philosophische oder literarische Gespräche vertiefen, ganz heimlich fortzusehnen oder sich auf dem Sopha auszustrecken, und sehr bald dokumentirt er den Grad seiner Antheilnahme an untern tief-sinnigen Untersuchungen durch ein herzhaftes Schnarchen. Es ergötzt keine einigermaßen „niedliche“ Kellnerin oder Verkäuferin im Städtchen, die nicht unter seiner Protektion stünde und die er nicht mit dem vergnügtesten Lächeln mit zarten Aufmerksamkeiten und duftigen Blumenpenden beglückte. Ein wahres Theater führen die Beiden gemeinsam mit ihrer „kleinen Anna“ auf, einem jungen Mädchen, das sie bei einer alten Verwandten, bei der beide wohnten, in dem halb lächerlichen, halb bemitleidenswerthen Uebergangsstadium zwischen Kind und Jungfrau kennen lernten, das von der grilligen Alten schlecht behandelt ward, dessen sie sich während einer längeren Erkrankung mit all ihrer Gutmüthigkeit annahm und das ihnen nun eine große Anhänglichkeit und Dankbarkeit widmet, die eine verzweifelte Lehnlichkeit mit einer Liebesneigung hat; ich weiß nicht so recht, ob es eine Milde rung oder eine Erschwerung ist, daß die Kleine im Banne einer Doppelneigung zu stehen scheint. Ob sie dem langen oder dem kurzen Alfred den Vorzug gibt, ist schlechterdings nicht zu erkennen. Das Verhältniß ist unlegbar ein ungesund und gewagtes, da keiner von den beiden eingestandenermaßen daran denkt, die Kleine zu heirathen, und im Interesse aller läge ein rascher, scharfer, wenn auch schmerzhafter Schnitt, der diese Verbindung löst; hätte ich mir nicht so fest vorgenommen, mich nicht in andrer Angelegenheiten zu mischen, so könnte ich wohl aus purer Menschenfreundlichkeit in die Versuchung gerathen, das arme junge Ding einmal in milder Weise in's Gebet zu nehmen und ihr über die ganze verwickelte und unklare Affäre reinen Wein einzuschenken; sie würde wohl zur Besinnung kommen, wenn ihr die Gefahren dieses „geschwisterlichen“ Verhältnisses überzeugend nachgewiesen würden. —

Biel näher liegt es mir freilich, mich mit mir selber zu beschäftigen und mit der dermaligen Verfassung des unruhigen Muskels, den wir überein gekommen sind, „Herz“ zu nennen. Die Einleitung klingt gewiß nicht poetisch und romantisch, aber wer kann dafür, daß wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts so unbarmherzig genau darüber orientirt sind, daß das Herz ein einfaches Pumpwerk ist, welches uns das Blut durch die Adern treibt, daß es nicht Sitz und Urheber unserer Liebesneigungen ist, sondern lediglich von ihnen beeinflusst wird? Ich kann mir ungefähr vorstellen, wie Du überrascht aufhorchst; in den Jahren unseres Beisammenlebens bist Du von mir gerade nicht mit Leidenschaft und Abenteuern inkommodirt worden und hast meine Anempfindlichkeit Frauen gegenüber so manches liebe Mal kopfschüttelnd eine Anomalie genannt. Nun, es hat auch diesmal keine Gefahr. Dem langen Alfred, für den ja solche Kinderreien kaum erwähnenswerth sind, würde ich natürlich von dem kleinen Abenteuer garnichts erzählen, ganz abgesehen davon, daß ich in diesem Punkte sowohl instinktiv als aus Prinzip unerbittlich verschwiegen bin, am meisten dann, wenn mich etwas tief und nachhaltig berührt. Hörst Du also nichts wieder über die Dame, von der ich Dir zum Schluß noch erzählen werde, so nimm immerhin an, daß sich beunruhigende Symptome gezeigt haben und daß ich tief und tiefer in den duftigen Irngarten gerathen bin — ich spreche so ruhig über diese bedenkliche Alternative, weil sie mir sehr, sehr unwahrscheinlich vorkommt, aus Gründen, die auch Dir vollständig einleuchten werden. Und nun vernimm meine Beichte und lache mich dann aus, wenn Du magst und — kannst.

Du bist so oft — in Scherz und Ernst — wider meine Gewohnheit, einsam umherzustreifen, zu Felde gezogen, daß es Dich nicht wundern wird, wenn ich Dir berichte, ich sei dieser Gewohnheit auch hier treu geblieben. Ich habe auf waldiger Höhe bereits so manchen Punkt entdeckt, der im Sommer ganz reizend sein muß und bin nur neugierig, welchen von ihnen ich mir schließlich zum Lieblingsplätzchen erwähle. Als ich vor einigen Tagen, eben erst aus dem Walde getreten, in der Dämmerung

Hang hinabstieg, der zu Thal führt, gewahrte ich in dem eingesenkten Hohlwege, der diesen Hang auf halber Höhe kreuzt, eine Viehherde und auf der ziemlich steilen Böschung dieses Hohlwegs eine Dame, die sich, von einem lichtgrauen Stier bedrängt, dorthin geflüchtet haben mußte. Die Sache war kaum ernst zu nehmen, am wenigsten fahte sie der kleine schmutzige, zerlumpte Treiber so auf, den die Angst der Dame, die sich mit der linken Hand an Brombeerranken festhielt, aber durch das dichte Gestrüpp verhindert war, sich einen Weg auf die Höhe zu bahnen, königlich zu amüsiren schien; er lachte im ganzen Gesicht und zeigte die großen, weißen Zähne. Ich war rasch bei der Dame — siehst Du, etwas Ritterlichkeit steckt doch noch in Deinem Freund! — trat das Gestrüpp nothdürftig nieder, öffnete ihr so einen schmalen Pfad auf die Höhe, wobei freilich die Bolants (heißt die Dinger so?) ihres Kleides nicht zum besten weglamen, reichte ihr die Hand und zog sie mit einiger Anstrengung hinauf. Der kleine Hirt ließ sich durch ein paar barische, drohende Worte einschüchtern, trieb seinen unternehmenden grauen Stier mit einigen Peitschenhieben weg und bald war die leichte Staubwolke, welche sie aufwirbelten, unsern Blicken entschwunden. Die Dame (ich sah eigentlich jetzt erst, daß sie noch nicht alt war; Du wirst nicht bezweifeln, daß ich zu Gunsten des steinaltesten Mütterchens gleich eifrig intervenirt hätte) befand sich insolge der überstandenen verzehlichen Angst in sichtlich Aufregung, und es währte einige Augenblicke, bis sie mir für meinen Beistand danken konnte. Sie that es in einiger Verlegenheit, aber doch mit einem Lächeln, und versicherte, daß sie sonst durchaus nicht furchtsam sei, nur vor Rindern habe sie eine heillose Angst und gehe ihnen so weit als möglich aus dem Wege. Von einem Spaziergang auf den Berg zurückkehrend, habe sie, bereits in dem ziemlich langen Hohlweg, zu spät bemerkt, daß die Heerde hinter ihr sei und durch die Beschleunigung ihrer Schritte, die wohl in Flucht ausgeartet sein möge, habe sie vielleicht erst die Verfolgung durch den Leitstier auf sich gezogen. Ich konnte ihr wahrheitsgemäß versichern, daß mir die Hörnerträger in Form eines guten Beefsteaks ebenfalls lieber seien, als in ihrem Naturzustande und erzählte ihr, daß wir, obgleich Feuerwehrlente, erst kürzlich, als wir bei der Einfahrt durch ein überwölbttes Gehöftthor von den in Wuth und Angst vor den Flammen flüchtenden Ochsen und Kühen überrascht wurden, unsere Spritze stehen ließen, und uns klüglic so flach als möglich an die Wand drückten, bis die wilde Jagd vorüber war. Während dieser Erzählung hatte ich bemerkt, daß der linke Handschuh meiner bereits wieder ziemlich gefakten Geretteten arg zerscheuert und von Dornen zerrissen, ja sogar etwas blutig war. Die Hand schmerzte etwas, wie sie mir nun gestand; sie gestattete mir ohne Ziererei, den Handschuh vorsichtig abzuziehen und ich steckte ihn mechanisch in eine Seitentasche meines Ueberrocks; an einem nahen Quell tauchte sie ihr Taschentuch ein und wickelte es um die Hand, die nur ein paar Hautabschürfungen zeigte, sodas ich mein kleines Etui mit englischem Pflaster vergebens hervorgezogen hatte. Wir waren darüber in den Wald gelangt und fanden sehr bald vor einer Barkpforte; sie besaß den Schlüssel zu derselben, gab mir unbefangen und mit einem nochmaligen Dankwort für meinen „Beistand in der Noth“ die Hand, die Pforte fiel hinter ihr in's Schloß und im nächsten Augenblick war sie unter den Bäumen verschwunden. — Ich bin ziemlich nachdenklich nach Hause gegangen; war es mir, als ich an der Seite der Dame dahinschritt, doch gerade gewesen, als seien wir genaue Bekannte und gute Freunde von Altersher. Es ist schon viel, wenn sich nichts Individuelles zwischen Mensch und Mensch drängt, noch viel werthvoller und seltener aber ist es zweifelsohne, wenn bei einer neuen Bekanntschaft der Geschlechtsunterschied sich nicht störend geltend macht; hier war es so, und ich hatte von unsrer kurzen und naturgemäß nicht hervorragenden und keineswegs „geistreichen“ Unterhaltung nur den Eindruck empfangen, als hätte ich wieder einmal einen Menschen entdeckt und eine der meinen nahe verwandte Natur. Und doch war der ganze Vorfall so sehr angethan, mich daran zu erinnern, daß ich eine Dame vor mir hatte! Eine Personalbeschreibung wirst Du mir erlassen; sie müßte erstens sehr dürftig ausfallen, und dann war die Dame keinesfalls jünger als ich, eher älter, und der lange Alfred hätte schon einer ungewöhnlichen Anstrengung seiner lebhaften Phantasie bedurft, um in ihr eine Juno zu entdecken. Was mich für sie gewann, waren ihre großen, dunklen, sanften Augen und ihre weiche, tiefe Stimme, der Eindruck von Reife, Klarheit, Klugheit und Milde, den ihr ganzes Wesen machte, und die Abwesenheit jeder Spur von alltäglicher weiblicher Kofetterie;

ich wünschte, ich hätte mir aus innerer Ueberzeugung sagen können, sie sei eine Art Wolfgang, nur in's Weibliche übersezt.

Wie ich über alte Mädchen denke, weißt Du, und es ist ein wahres Glück, daß ich von Dir keinen Verrath dieser ungewöhnlichen Liebhaberei zu fürchten habe; würde die Thatsache ruckbar, so bekäme ich alle „unverständenen“ alten Jungfern der vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland und den ganzen Borrath des deutschen Reichs an dieser Sorte über den Hals, d. h. nur die ungenießbaren, denn die liebenswürdigen sind nicht so zudringlich, aber jener ist manches wohlgezählte Tausend und eine reicht hin, den Phlegmatischsten und Gutmüthigsten um das letzte Restchen von Geduld zu bringen. Ich schwärme ja auch nicht für die verbitterten, affectirten alten Jungfern, die sich um jeden Preis noch an den Mann bringen möchten, sondern für jene gealterten Mädchen, deren liebliche Jugendblüthe dahin ist, die man halb ironisch, halb mitleidig als „passée“ charakterisirt und die doch so achtungswerth sind und für mich allezeit etwas Rührendes haben. So unliebenswürdig, d. h. so unweiblich ist doch selten eine, daß sich ihr nicht wenigstens einmal im Leben Gelegenheit geboten hätte, den Titel Frau zu erwerben; wenn sie nun zu tief und innerlich war, als daß sich schon an der Thatsache, daß ein Herr der Schöpfung geruhe, sie liebenswerth zu finden, ihre Neigung zu ihm hätte entzünden können; wenn sie zu viel Stolz und Charakter hatte, sich mit Leib und Seele einem Manne zu überliefern, für den sie nichts von jener süßen, seligen Leidenschaft zu empfinden vermochte, die nicht bloß in der Poesie existirt, — erhält sie dadurch nicht vollbegründeten Anspruch auf die Achtung jedes zartfühlenden Mannes? Es ist wohl keine leere Einbildung von mir, daß ein solches ältere Mädchen, das etwas erfahren und über die Welt, das Leben und sich selber nachgedacht hat, auch ganz anders, viel tiefer, hingebender, ernster und aufrichtiger lieben müsse, als eins von den roßigen Kindern, in deren Köpfchen die Welt sich ganz absonderlich spiegelt und die für einen ernsthaften Mann nicht mehr sein können, als ein amüsantes Spielzeug.

Es ist dies einer von den Punkten, über die ich förmlich bereditam werden kann, aber Du möchtest über den Eifer, mit dem ich diese Lieblings-„Marotte“ verfechte, gähnen, und es ist noch dazu sehr unwahrscheinlich, daß der vorliegende Fall mir Gelegenheit geben wird, meine Theorie in die Praxis zu übersezen. Wohl ließ sich alles ganz romantisch an, und ich werde ein wenig roth bei dem Gedanken an die kleine Szene, die ich nach meinem Nachhausekommen ausführte. In der Seitentafel meines Ueberrocks fand ich nämlich den rehbraunen, zerscheuerten Handschuh, den ich mechanisch eingesteckt hatte; es war freilich nur vergessen worden, ihn zurückzufordern, wie ich vergessen hatte, ihn zurückzugeben, aber ich war doch wohl halb und halb berechtigt, ihn als Andenken zu behalten, und ich habe ihn lange ganz ernsthaft betrachtet und dann, über die eigene Thorheit lachend, den Versuch gemacht, ihn anzuziehen; es gelang sogar ganz prächtig, nur schließen ließ er sich nicht. Ich habe ihn dann vorsichtig wieder abgestreift und das letzte Fach meines Sekretärs herausgezogen, in welchem allerlei Andenken an meine tolle 66er Zeit ziemlich wirr und wild durcheinander liegen; das verblichene, verkaufte Eichenreiß, das ich am Morgen des Gefechts bei Trautenuau mir als Feldzeichen brach, die Kugel, die ich am Abend in den Falten meines Mantels fand, die goldne Tapferkeitsmedaille, die mir dieser Tag, das Offizier-Verdienstkreuz, das mir der von Königsgrätz einbrachte (wenn der Herr Kommerzienrath wüßte, wie sorglos und nichtachtend ich mit diesen „Ehrenzeichen“ umgehe!), schob ich zur Seite und suchte mir den einst weiß gewesenen, blutbefleckten Handschuh heraus, durch den mich ein Plettschuss in die Linke hieb, um im nächsten Moment vom Pallasch eines Windischgrätz-Drägoners einen klaffenden Hieb in die Schulter des Schwertarms zu erhalten. Ich legte die beiden Handschuhe

nebeneinander, fand an ihrer Vergleichung ein höchst absonderliches Vergnügen und packte sie dann zusammen in das Dekret über die Verleihung der Tapferkeitsmedaille, die mich damals so kindisch glücklich machte, — und da werden sie nun wohl lange — und hoffentlich in Frieden! — liegen, der weiße und der rehbraune. Denn siehst Du, die Geschichte ist, obgleich sie erst begonnen hat, so gut wie aus, d. h. sie stößt auf innere Hindernisse. Wäre die Dame eine Erzieherin oder Gesellschafterin und nur annähernd so arm wie ich, so würde ich mit dem Finger, den mir das Schicksal geboten hatte, nicht zufrieden gewesen sein, sondern versucht haben, mich der ganzen Hand zu bemächtigen. So aber ist sie die einzige Tochter des früheren Associés meines Herrn Kommerzienraths, ihr Vermögen, das recht bedeutend sein soll, steckt mit in der Fabrik und sie lebt seit dem Tode ihres Vaters im Reichsach'schen Hause. Das habe ich ohne Spionage auf dem allergeradeften Wege erfahren.

Am zweiten Tage nach jenem etwas „ländlichen“ Abenteuer fuhr die Dame in des Kommerzienraths Equipage an meiner Wohnung vorüber, und meine alte Wirthin, die natürlich hatte sehen müssen, wer vorüberkutschirte, fragte: „Sieht Fräulein Hoyer nicht noch recht gut aus?“ Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als ich ihr erwiderte, daß ich mich noch nicht um die Damen des Kommerzienraths bekümmert hätte, und daß sie mir gänzlich unbekannt seien; diese Lücke in meinem Wissen mußte unverzüglich ausgefüllt werden, und hätte ich den Strom ihrer Mittheilungslust nicht gedämmt, so würde ich wohl auch über die verschiedenen Partien, welche Fräulein Martha gehabt, aber sämmtlich zum Staunen der ganzen Stadt und zur sprachlosen Bestürzung der erfahrensten Matronen ausgeschlagen hat, die minutiösesten Details erhalten haben. Aber es kam mir ja nun auf diese nichts mehr an, denn die Mittheilungen, die ich bereits erhalten, hatten merkwürdig ernüchternd und erkältend auf mich gewirkt. Ich werde nie zugeben, daß die Ungleichheit des Vermögens ernstlich in Frage kommen dürfe, wo zwei Menschen einander unentbehrlich geworden sind, und ich würde einem geliebten weiblichen Wesen nie die Schmach anthun, zu glauben, sie werde je im Stande sein, aus dem mir zugebrachten Vermögen besondere Rechte herleiten oder mir gar die Thatsache vorwerfen zu wollen; ich würde sie, sorglos sogar, heirathen, nicht weil, sondern obgleich sie reich ist.

In diesem besonderen Falle erhält aber die Sache sofort einen bedenklichen Beigeschmack, und die Gefahr, in ein häßliches Licht zu kommen, liegt so nahe, daß ich fühle, wie mir die heiße Röthe der Scham und der Entrüstung in die Wangen steigt. Ich mag in keinerlei nähere Beziehungen zu diesem Kommerzienrath treten, mein innerstes Gefühl lehnt sich dagegen auf, mich an der rücksichtslosen Ausbeutung der armen Menschen zu betheiligen, die die Noth zwingt ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und keine Lockung der Welt wird mich je vergessen machen, daß mein Platz nicht unter den Bedrückern, sondern an der Seite der Bedrückten ist. Es lohnt sich nicht, viele Worte darüber zu machen; Du fühlst mir nach, daß ich mit Nothwendigkeit in eine schiefe, haltlose, unnatürliche Stellung käme, und wer sich in eine solche um eines Frauenlächelns willen begibt, wird mir nie verständlich sein.

Ich werde meine Abendspaziergänge künftighin nach andern Punkten richten und die Parkspalte meiden, und dann ist alles wie es soll. — Du hast lange auf einen Brief zu warten gehabt, nun kommt er aber auch in wohl ungeahnten Proportionen, und ich habe Dir so viel Gelegenheit zu kritischen Randglossen gegeben, daß Du nicht umhin können wirst, mir eine Strafpredigt im Style derer zu halten, die ich stets mit rührender Geduld angehört und mit unbeugamer Konsequenz nicht beachtet habe, ein Umstand, der Dir nur immer noch lieber machen zu wollen schien Deinen unverbesserlichen

Wolfgang.

(Fortsetzung folgt.)

In's Leben gekettet.

(Bild Seite 184.)

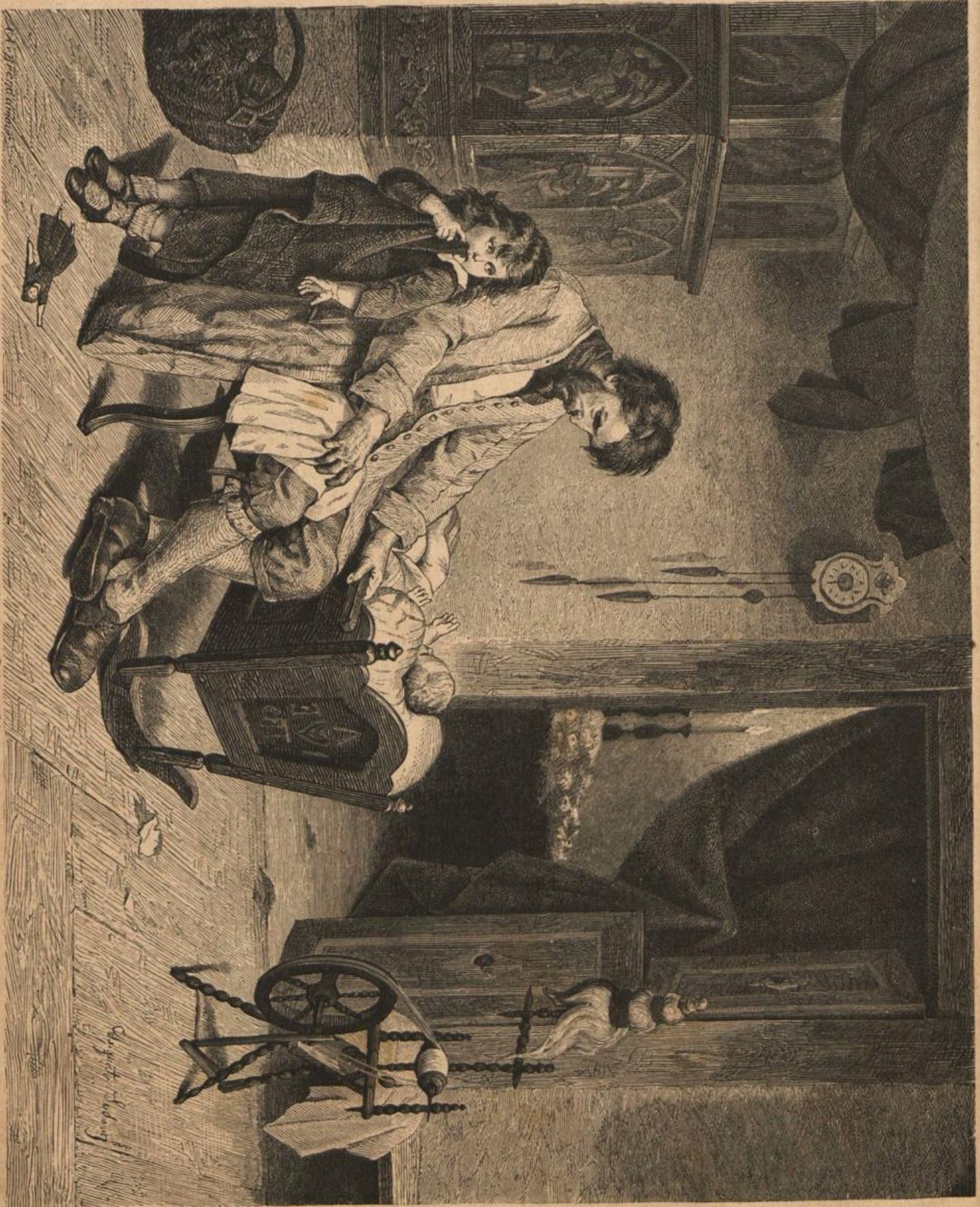
Da drinnen ruht sie auf der Bahre,
Die, ach! im Leben nie geruht,
Die still gekämpft hat Jahr um Jahre
Mit ungebrochnem Duldermuth.

Und er, der ihr die Hand gegeben
Zum Bunde unverbrüchlich treu —
Was soll er ohne sie noch leben,
Zur Arbeit nur, zur Dual auf's neu?

Doch da — die sie ihm hinterlassen,
Die nie das Mutteraug' mehr sahn,
Die Kinder sein, die armen, klaben,
Soll'n sie als Waisen betteln gehn?

Hätt' er sie nicht — er wär' errettet;
Erlösung brächt' auch ihm der Tod!
So hat ihn Liebe selbst gekettet
An die Galere seiner Noth!

B. G.



Mit's Leben gefeiert. (Seite 188.)

A. H. P. 1888

Das große Bild

Shelley*), der Dichter des Atheismus und Sozialismus.

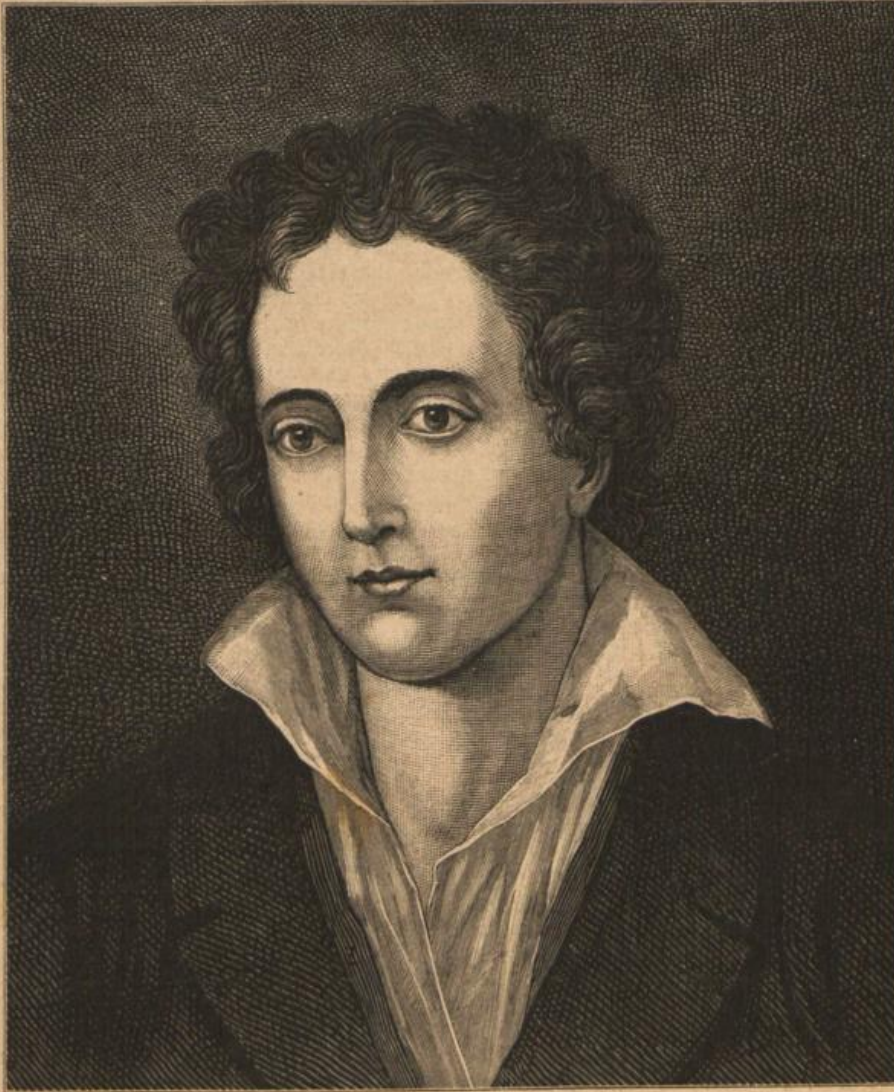
Von Eduard Berh.

Eckermann berichtet uns die Bemerkung Goethe's, „daß dem achten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe.“ Durch niemand wird man lebhafter an dies Wort erinnert, als durch Shelley, der schon als achtzehnjähriger Jüngling seine „Königin Mab“**) schrieb, jenes großartige Gedicht, dessen innere Wahrheit von einem Verständniß des Lebens und einem Einblick in die Tiefen des sozialen Getriebes zeugt, wie sie sonst dem Manne, wenn er ehrlich die Wahrheit sucht,

erst nach langem Studium sich öffnen. Dieser prophetische Blick wäre unmöglich gewesen ohne Shelley's bewundernswürdige innere Wahrhaftigkeit, ohne eine selbstlose Menschenliebe, ohne einen moralischen Muth, die man unter Millionen vergeblich sucht. Und so gilt von seinem Schaffen sein eigenes Wort:

„Gerecht und gleich wird alles hier gewogen;
In einer Schale liegt der Menschheit Wohl,
Und in der andern liegt des Edlen Herz.“

Ja, er war er war einer der edelsten Freunde unseres leidenden



Shelley. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

Geschlechts, und erschütternd hat seine gewaltige Rede unsre große Bestimmung verkündet.

„Mit allen Pulsen für die Menschheit glühend,
Sah immer mit der Hoffnung er am Steuer,
Wenn er auch zürnte, seines Bornes Feuer
Nur gegen Sklaven und Tyrannen sprühend,“ —

sagt Georg Hertwegh in einem herrlichen Sonett, das er seinem Andenken gewidmet hat, von ihm, und wir werden in der Folge diese Gesinnung aus seinem Gedankensystem zur genüge erkennen. Zuvor aber wollen wir seinen Lebensgang betrachten, der uns zeigen wird, wie That und Gedanke ihm eins waren, und wie er für das, was er gelehrt, auch gelitten; ein Märtyrer für den Sieg der Vernunft und die soziale Erlösung der Menschheit.

Shelley's Vater, der Baronet Sir Timothy Shelley, war

Besitzer des Landgutes Fieldplace bei Barnham in der im südöstlichen England am Kanal La Manche gelegenen Grafschaft Suffex. Dort wurde ihm unser Dichter, Percy Bysshe Shelley, am 4. August 1792 als ältester Sohn geboren. Schon als Knabe offenbarte dieser im Eton-College, einer der berühmtesten englischen Gelehrtenschulen, seine ideale Gesinnung; aber damit begann auch schon sein Kampf und sein Leiden. „Der starre Pennalismus auf der Schule von Eton“, sagt Adolf Strodtmann, nach dessen vortrefflicher Uebersetzung der ausgewählten Dichtungen ich des Dichters Worte zitiere, „die Rohheiten seiner Mitschüler und die Grausamkeit seiner Lehrer entflammten ihn zu edlem Zorn und Widerspruch; vor allem erregte die fromme Heuchelei, welche stets die Worte ‚Gott‘ und ‚Christenthum‘ im Munde führte, während ihre Beweise Schläge und Drohungen waren, seinen vollsten

*) Sprich: Schelli.

**) Sprich: Mab.

Abscheu, und er brach kühn entschlossen mit einem Glauben, der in seinen Befehrn nur die Frucht des Hasses und tyrannischer Härte zu sein schien.“

Von Eton zog er auf die Universität Oxford, welche Johannes Scherr „den übertriebenen Augasiall englischen Zelotismus“ nennt. Dort schrieb er im zweiten Jahre seines akademischen Studiums eine Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus“, die er bei den „Hauptern der Kirche und Universität“ einreichte, und deren Folge ein Kezengericht des Professoren-Konvents war. Vergeblich zum Widerruf aufgefordert, wurde Shelley, da ein Scheiterhaufen nicht mehr zeitgemäß war, wegen Atheismus von der Universität ausgestoßen und, wie Scherr sagt, „als ein Ungeheuer verlästert, beschimpft, verflucht, verfolgt.“

Mit der Freudigkeit, die das Leiden für eine heilige Sache über den Geist verbreitet, kehrte er zu seinem Vater zurück. Aber dieser, unfähig des Verständnisses jener großen Ideen, verdrückte ihm Herz und Haus, und verstoßen zog er für immer aus der Heimath. Er wandte sich nach London, wo eine ärmliche, elende Kammer die Werkstätte seines einsam schaffenden Geistes wurde und wo ihn fast der Hungertod ereilte. Dort trieb er eingehend das Studium englischer, französischer und deutscher Philosophen; daneben behielt er auch die wirkliche Welt im Auge, wozu diese ungeheure Stadt mit ihren schreienden Kontrasten eine geeignete Stätte war. „Und sein wohlwollender Geist blutete“, sagt der Amerikaner Tuckermann von ihm, „beim Anblick der Sklaverei der Masse, der abergläubigen Knechtschaft der unwissenden Menge.“ Schon war er Atheist; jetzt, wo er die Ausbeutung der Kraft des Armen durch das Kapital gewahrte, und zumal in einer Zeit, wo die Tyrannei in der Person Napoleons eine neue Verkörperung gefunden hatte, Napoleons, dem er in den „Gedanken eines Republikaners beim Sturz Bonaparte's“ das Wort nachgerufen: „Ich hasste dich, Tyrann!“ — jetzt wurde er auch zum Sozialisten. Und so ist sein mächtiges Gedicht „Königin Mab“, das er zu London im Jahre 1810 verfaßte, ein hohes Lied des Sozialismus geworden.

Und er ist seinem ersten Glaubensbekenntnisse treu geblieben bis zu seinem Tode. Seine Ode an die Freiheitskämpfer, sein Gedicht „Freiheit“, der er zujauchzt:

„Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor +
Wie Schatten der Nacht stieh'n Sklav' und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann.“

sein Wort an Englands Männer, die er fragt:

„Warum gebt der Drohnenbrut,
Die von eurem Schweiß und Blut
Fress sich nährt, ihr immer noch
Speiß und Trank, und frohnt im Joch?“ —

das alles athmet glühend die Seele der Sozialdemokratie, deren begeisterter Prophet er war; denn sein ganzes Wesen ging auf in dem reinsten Streben nach Gerechtigkeit. Sein Freund Leigh Hunt schreibt daher über ihn: „Das Charakteristische von Shelley's Poesie ist eine außerordentliche Sympathie mit der gesammten materiellen und intellektuellen Welt, ein glühendes Verlangen, seinem Geschlechte Gutes zu thun, ungeduldiger Jörn über die Tyrannei und den Aberglauben, die es in Fesseln halten.“

Shelley hatte die „Königin Mab“ der fünfzehnjährigen Miß Harriet Westbrook in einem Gedicht, das von der leidenschaftlichen Liebe zu ihr Zeugniß gibt, gewidmet. Kurz nach der Abfassung des Buches entführte er dies junge Mädchen und wurde durch den Schmied zu Gretina Green mit ihr getraut. Aber ihre Naturen stimmten so wenig überein, daß sie sich nach dreijährigem Zusammenleben entschlossen, die in jugendlicher Hast eingegangene Ehe wieder zu trennen. Auf Shelley's überaus zarten Körperzustand hatten aber die Aufregungen dieser Jahre einen so tiefgehenden Einfluß geübt, daß er jetzt von einer schweren Krankheit befallen wurde, die mit den Symptomen der Lungenschwindsucht auftrat, sich indessen nach einiger Zeit wieder besserte. Dagegen hat seine nervöse Reizbarkeit den Dichter niemals verlassen und ihm die Anfeindungen seiner bigotten Landsleute, welche ihn sein Leben lang verfolgten, doppelt schmerzlich gemacht.

Um die leidende Gesundheit wieder aufzurichten, unternahm er nach dem Friedensschluß von 1814, als der Aufenthalt auf dem Kontinent wiederum freigegeben war, eine Reise durch Frankreich und die Schweiz. Von dort kehrte er auf dem Rhein über Belgien in die Heimath zurück. Er wurde jetzt mündig, und so endete wenigstens die Entbehrung, welche ihn bisher gedrückt hatte. Ein ihm zugefallenes Lehnsgut überließ er gegen eine Rente von

tausend Pfund Sterling seinem Vater und zog in ein Haus auf Bishopsgate Heath, am Rande des von mächtigen alten Eichen gebildeten Waldes von Windsor. Von dort unternahm er Ausflüge nach den Quellen der Themse, dieses wundervollen Flusses, welchen Kinkel den grünstrigsten Strom von Europa nennt, durchstriefte die Seeküste in Devonshire und schrieb nach seiner Rückkehr den „Mastor oder der Geist der Einsamkeit“, ein tiefempfundenes Gedicht, das mit düsterprächtigen Farben die Seele eines sich in einsamer Gluth verzehrenden Dichtergenius malt, „an dem das auf sich selbst gestellte Alleinstehen sich durch die Furien unwiderrstehlicher Leidenschaft rächt, die ihn schnellem Untergange entgentreiben.“

Sodann unternahm er eine neue Reise in die Schweiz und schloß dort eine zweite Ehe mit Miß Mary Woolstomcraft Godwin, der Tochter eines bekannten Schriftstellers, die gleichfalls als Dichterin durch ihren großartigen Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus“ Ruhm erworben hat. Dies edle Weib ist ihm eine wahrhaftige Freundin geworden und hat von da an seine Leiden treulich mit ihm getragen. Er brachte den Sommer des Jahres 1816 mit ihr am Genfersee zu, wo er zugleich mit Byron, dem nächst Shakespeare berühmtesten Dichter Englands, der daselbst auf seinem lieblichen Landgut Diodati lebte, im innigsten Verkehr stand und seine dichterische Entwicklung mächtig beeinflusste.

Mit dem Ende des Jahres kehrte er nach England zurück und erhielt daselbst die erschütternde Kunde von dem Tode seiner Gemahlin, die nach der Scheidung ihrer Ehe in eine tiefe Schwermuth gefallen war und ihr Leben jetzt durch Selbstmord geendet hatte. Zwei Kinder hatte sie ihm während ihrer Verbindung geboren, und jetzt geboten es ihm zugleich heilige Pflicht und unnig-schmerzliche Liebe, die Verwaigten unter seine väterliche Obhut zu nehmen. Doch eine unerhörte Barbarei geschah: durch das Kanzleigericht und den Spruch des Lordkanzlers Eldon wurden sie ihm versagt, die Kinder dem Vater geraubt, weil er in seiner „Königin Mab“ Unchristlichkeit und Immoralität gelehrt habe. Er, der durch seine reine, wahrhaftige, opferfreudige Gesinnung himmelhoch über der Gesammtheit dieser erbärmlichen Heuchler stand, er wurde wie ein Verbrecher von ihnen behandelt. Da richtete er an William, seinen Sohn aus zweiter Ehe, in Furcht, daß man auch diesen ihm entreißen werde, das rührend schöne Gedicht:

D komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! Ob die Wellen droh'n
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,
Sonst reißen die Schergen der Nacht dich fort! —

Gedenken wirst du an diesen Tag
Wie an Träume von altem Weh;
Bald wird uns umrauschen der Wellenschlag
Der blauen italschen See;
Oder Hellas umfängt uns, die Mutter der Frei'n,
Und will Lehrer und Freund dir sein,
Daß du rufen lernst ihre Helben all'
In ihrer eigenen Sprache Schall,
Und ganz von hellenischem Geist durchsoh't,
Dort fordern mögest in Noth und Tod
Dein Heimathrecht als Patriot.

Sein umfassendstes Werk, das er, nach seinen damaligen Briefen, auch für sein bedeutendstes hielt, ist das im Jahre 1817 entstandene Gedicht: „Die Empörung des Islam“, das in zwölf Gesängen den Kampf einer großen Seele für die Befreiung der Menschheit, Erhebung, neue Knechtung und Verfall eines großen Volkes und endlich den Sturz der Tyrannei und den Sieg des Lichtes schildert. Auch hier, wie in den meisten von Shelley's Werken, sind freilich die beiden Elemente seiner Natur, Philosophie und Poesie, so vermischt, daß sie einander Eintrag thun; die Abstraktion überwiegt die plastische Gestaltung — eine Eigenschaft, zu welcher Scherr bemerkt, daher rühre es, daß Shelley's Dichtungen „nur auf erlebte Geister zu wirken vermögen, und daß man ihren Urheber mit gutem Grund den Dichter für Dichter und Denker genannt hat“. Aber wir werden unten sehen, daß seine Gedanken berufen sind, Eigenthum auch des Volkes zu werden; denn sie verkündigen das Evangelium der Zukunft.

Inzwischen war Shelley's Gesundheit wieder so sehr gesunken, daß er sich genöthigt sah, Englands Klima mit einem wärmeren zu vertauschen. So wandte er denn der Heimath im Frühling 1818 für immer den Rücken und bestimmte fortan Italien zu seinem Aufenthalt. Ein Besuch bei Byron in Venedig erquidete

ihn geistig, und die Schönheit des neuen Vaterlandes wirkte wohlthätig auf sein ganzes Wesen. Von Venedig ging er nach Rom, darauf nach Neapel und von dort wiederum nach Rom.

Damals entstanden seine beiden Dramen: „Der entfesselte Prometheus“ und „Die Cenci“. Das erstere klingt in dem alten Grundton seines Wesens; es feiert den Befreiungskampf der Menschheit. Zu den „Cenci“ hatte er den hochtragischen Stoff in Rom gefunden, woselbst jene unselige Familie ihr schreckliches Dasein geführt hatte. Byron hat das Stück mit Recht das bedeutendste Drama der englischen Literatur seit Shakespeare genannt. Es ist in der Objektivität ächter Dramatik gehalten, und man darf glauben, daß zu der in ihm ausgeübten plastischen Gestaltenbildung das Anschauen der Antike in Italien auf den Dichter gewirkt, wie einst auch auf Goethe. Zudem ist es nicht ein Bühnendrama, wie der „Prometheus“, sondern für die Bühne geschrieben. Doch wurde Shelley's Hoffnung, daß es im londoner Coventgarden-Theater, mit der gefeierten Tragödin Miß O'Neill in der Hauptrolle (Beatrice), zur Aufführung gelangen werde, nicht erfüllt; der Stoff war für Englands Prüderie nicht geeignet. Shelley gibt in der Vorrede die Tendenz an, welche ihn in dem Drama geleitet, d. h. er hat die richtige Auffassung, die auch das Stück kennzeichnet, daß die Charaktere in ihrer Wahrheit dargestellt werden müssen, wenn sie den Menschen ein Spiegel zur Selbsterkenntnis sein sollen. So treten denn die Handelnden auch als Katholisch-Gläubige auf. Doch spricht der Dichter über diese Gläubigen, die das größte Laster beschützt, im Vorwort ein herbes Urtheil aus.

An politischen Ereignissen nahm er fort und fort den lebhaftesten Antheil. Er betrauerte sein gequältes Vaterland, wie das oben erwähnte Gedicht „An Englands Männer“ beweist, und sah mit Begeisterung die italienischen Revolutionen und den Befreiungskampf Griechenlands. Diesen befang er in dem lyrischen Drama „Hellas“, von dessen Schlußchor Strodtmann sagt, er gehöre zu den erhabensten Weissagungen der Poesie.

Aber er mußte in dieser Zeit auch viel Schmerzlichem erfahren. In den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Italien starben ihm die beiden Kinder, welche Mary Godwin ihm geboren hatte; und er selbst litt fortgesetzt durch seine körperliche Krankheit. Tief schmerzlich wirkten auch auf ihn die brutalen Mißhandlungen die ihm von seinen Italien bereisenden Landsleuten widerfahren, und einen schreienden Gegensatz zu seinem liebevollen Gemüthe bildeten. Auf einer so tiefen Stufe geistiger Entwicklung standen diese bigotten Gesellen, daß ihnen der philosophische Atheist nur als ein des Hohes würdiger Fasler oder gar als ein Uebelthäter erschien.

Den Aufenthalt in Rom hatte Shelley bald mit dem an der See küste vertauscht. Er lebte abwechselnd in Pisa, nahe der Mündung des Arno, und in den Bädern von San Giuliano. Im Frühling 1822 zog er nach dem Dorfe San Arenzo bei Verici, an dem zum Meerbusen Genua gehörigen Golfe von Spezia. Er hatte schon in Pisa den Arno oftmals befahren, und mehr noch lockte ihn jetzt die offene See. Kapitän Roberts hatte ihm, nach seinem langgehegten Lieblingswunsche, in Genua ein eigenes Boot gebaut. In diesem kreuzte er von nun an oftmals tagelang mit seinem intimen Freunde, dem Kapitän Ollerton Williams, an der Küste, und am ersten Juli segelten beide, nur von einem Schiffsjungen begleitet, nach Livorno ab. Shelley brachte dort einige Tage bei dem ihm befreundeten Dichter Leigh Hunt zu, dessen Aeußerung über ihn wir bereits oben erwähnt haben. Die Rückfahrt traten sie am 8. Juli an. Aber als sie die Höhe von Via Reggio erreicht hatten, brach ein Gewittersturm aus, welchem das Boot nicht standzuhalten vermochte. Es schlug um, und die Gefährten fanden ihren Tod in der Fluth. So endete Shelley, und Herwegh sagt davon:

„Zuletzt ein Stern, im wilden Meer versunken.“

Erst nach vierzehn Tagen trieb des Dichters Leiche an den Strand, aber in einem Zustande, der ihre Wegführung nach den Quarantainegesetzen nicht gestattete. So wurde es nöthig, dieselbe zu verbrennen, damit sie nach Shelley's Willen in Rom bestattet werden konnte, an „einem Orte, so schön, daß er einen fast mit Liebe für den Tod erfüllen könnte“, wie er einst gesagt. Byron, der in den letzten acht Monaten täglich mit Shelley verkehrt und sich ihm überaus theuer gemacht hatte, that an dem Todten die letzten Liebesdienste. Er war ein ebenso großer Freund des Wassers, wie Shelley, und hat sich selbst einmal ein Amphibium genannt. Man weiß ja, daß er nach dem Vorgange Leanders, der unseren Lesern aus einem Schiller'schen Gedicht bekannt sein

wird, einst den Hellespont zwischen Sestos und Abydos durchschwamm. Bootsfahrten hatte Shelley mit ihm schon auf dem Genesersee gemacht, und bereits damals war er bei Meillerie durch einen Sturm in Lebensgefahr gekommen. Außer Lord Byron waren bei der Verbrennung, die auf einem Scheiterhaufen am Ufer des Meeres geschah, noch Trelawery und Leigh Hunt zugegen. Der letztere aber, von seinen Gefühlen übermannt, verbarg sein Antlitz im Wagen, während die beiden anderen mit einigen wachhabenden Soldaten die Flammen umstanden. Weithin herrschte tiefe Stille, nur durch das gellende Kreischen eines einsamen Raubvogels unterbrochen, der den Scheiterhaufen in engen Kreisen umflog und, wiewohl man ihn fast mit den Händen ergreifen konnte, sich nicht vertreiben ließ. Die Asche wurde dann in Rom neben Shelley's Freunde Keats auf dem altberühmten Ruheplatz der Protestanten, neben der Pyramide des Cestius, beigelegt.

„Shelley ging“, wie Scherr von ihm sagt, „an der Gemeinheit der Welt zugrunde, durch die er wie ein himmlischer Fremdling hinwanderte. Niemals hat ein Menschenherz größeren Abscheu vor allem Niedrigen und Schlechten mit einer glühenderen Begeisterung für das Edle und Hohe vereinigt, als das Herz dieses gotttrunknen Pantheisten. Und ihn, der alle Wesen vom Wurm an bis zum Menschen mit unigster Liebe umfaßte, der in der Werkstatt des Gedankens unablässig für das Heil der Gesellschaft thätig und dabei im Leben so bescheiden, aufopfernd, sanft, hilfsreich und standhaft dulden war, daß ein Italiener, welcher ihn lange zu beobachten Gelegenheit gehabt, von ihm sagte, er sei ‚wahrhaftig ein Engel‘, ihn schmähete, haßte, verfolgte, verstieß sein Vaterland und beschimpfte ihn sogar noch im Grabe.“

Aber wir sind es unseren Lesern schuldig, sie den ganzen Mann kennen zu lehren; und der zeigt sich nur in seiner eigenen Gedankenwelt. In diese wollen wir uns also jetzt versenken, um ihn ganz zu verstehen und damit ganz zu lieben, ihn, von dem Strodtmann schreibt, „daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung schwerlich jemals gelebt hat, und daß er, der verschrieene Atheist, als ein Hoherpriester der aufopferndsten Menschenliebe und des seligsten Friedens durch die Welt wandelte, — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor.“ Natürlich vermögen wir nur ein seiner Werke einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen; aber die „Königin Mab“, die wir hierzu wählen, zeigt ihn uns in seinem ganzen Wesen, und die hinzugefügten Anmerkungen begründen sein Gedankensystem mit der Wissenschaftlichkeit streng prüfender Forschung. Zugleich zeigt es die wunderbare Schönheit seiner Poesie und den Adel seiner Sprache.

Neun Gesänge sind es, der erhabenste poetische Ausdruck einer großartigen Naturphilosophie. Mab, die Königin der Feen, erscheint einer Jungfrau im Traume, ihr die Räthsel der Welt zu offenbaren. Auf einem Fluge durch das All stimmt sie ihren Geist durch den überwältigenden Eindruck der Unermeßlichkeit zu heiligster Andacht. Sie spricht zu ihr:

„Vergangenheit
Soll aufersteh'n vor dir; die Gegenwart
Sollst du erschau'n, und lästern will ich dir
Der Zukunft dunklen Schleier.“

Und nun liegt die Geschichte der Völker vor ihnen ausgebreitet. Aber sie liegt da in ihrer nackten Nichtigkeit; denn sie gehört der „kämpfenden Fluth der Zeiten“, und

„Die wandellose Harmonie
Der ewigen Natur.“

die darüber schwebt, verdunkelt dem Auge des Dichters nicht die Schrecken des Daseins. Denn das ist das Charakteristische an Shelley, daß er

„Das hohe Ziel,
Zu welchem ohne Raft
Die Zeit jedweden führt.“

troß der Wolken, die es verhüllen, klar erkennt, und daß das Glend ihm grade der Weg zum Siege ist:

„Daß Heil aus Irthum bläß, Gewinn aus Thorheit
Dem sterblichen Geschlecht.“

Daher auch Dühring von Shelley sagt, er habe „in seinen Dichtungen den univereellen Optimismus mit der entschiedensten Verachtung der religiösen und sozialen Ueberlieferungen der gesammten Geschichte vereinigt. Die Menschenwelt in ihrer thatächlichen Verfassung ist ihm nichts weniger als gut, und dennoch wird sein Glaube an die Bervollkommnung und an den univereellen guten Typus des Systems der Dinge nicht beeinträchtigt.“ (Schluß folgt.)

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zu den wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens.

Es war in der zweiten allgemeinen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, am 14. August 1872, da der berliner Physiologe Emil Du Bois-Reymond jenen denkwürdigen Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkenntnis“ hielt, der — nicht zum mindesten gerade des trostlosen, bedeutungs-vollen Schlusswortes wegen — während eines halben Jahrzehnts sozusagen das Krystallisationszentrum reaktionärer Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie war. Jenes verhängnißvolle Schlusswort aus dem Munde eines gefeierten Forschers lautete, zur Freude aller derer, denen das Licht der wissenschaftlichen Forschung ein Greuel, zum Bedauern aller jener, welche im Dienste der Wissenschaft ihre ganze Kraft einsetzen, um mitzuhelfen, dem Mysterium des Natur- und Menschenlebens den Schleier abzuheben, nicht anders als:

„Ignoramus!“ und „Ignorabimus!“

„Wir wissen nicht und wir werden nicht wissen!“

Ja, das war ein Jubel unter den Freunden der Unwissenheit, ein Beifallnicken und ein gottgefälliges Händefalten unter den „Gläubigen“ aller Nationen, als es aus dem Lager der Naturforscher selbst, aus dem Munde eines bislang gefeierten Priesters wissenschaftlicher Wahrheit herausfloß: „Ignoramus et Ignorabimus!“ Das war ein Armutsszeugniß, ausgestellt vom Ältesten der Armen selbst. Nun durfte man wieder kräftig „glauben“, da man doch „nicht wissen werde“; nun durfte die Theologie neuerdings Hoffnung haben, zu jener Macht und zu jenem Ansehen zu gelangen, was seit dem Aufblühen der Naturwissenschaft so schnell im Abnehmen begriffen war.

In der That, die Du Bois-Reymond'sche Rede bildete den Ausgangspunkt einer Rückwärtsbewegung. Mancher bisher thätige und hoffende Naturforscher wurde stutzig und legte sich schließlich die Frage vor: ob es sich denn auch wirklich verlohne, sein ganzes Leben der ernststen, schwerfälligen Forschung zu widmen, wenn wir doch nie dazu kommen werden, die „Räthsel der Körperwelt“ zu begreifen. Von diesem Standpunkt des Fragestellers aus, den wir allerdings heute kaum mehr als den richtigen anerkennen werden, der aber doch bei schwankender Berufswahl oft den Ausschlag gibt, ist ein kleiner Schritt zu dem Standpunkt des Muthlosen und Verzweifelten, der aus lauter Unmuth und Resignation die Hände in den Schoß legt, um ändern zu überlassen, an nicht zu knappenden Nuß zu beißen.

Viele haben Du Bois-Reymond nicht verstanden — und dazu gehören zumeist jene, die — auf positiv-theologischem Standpunkt stehend — jede anscheinend reaktionäre Bewegung allezeit mit Beifall begrüßen. Sie haben alle mit Selbstbefriedigung darauf hingewiesen, daß wir — die Naturforscher und deren Freunde — wir, die wir das Räthsel des Naturlebens und des menschlichen Daseins zu erforschen hoffen, am Ende nichts, garnichts wissen, daß also der „Glaube“ noch immer berufen sei, dem innersten Drang des Einzelnen zu genügen, oder mit salbungsvolleren Worten: daß die beste Weisheit eben diejenige, deren Anfang die Furcht des Herrn sei. —

So, und noch viel anders könnte es seit 1872 an allen Enden, wo sich Wissenschaft und Glaube, Naturwissenschaft und „göttliche Offenbarung“ in den Haaren lagen.

Aber fünf Jahre später, auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, kam ein anderer Physiologe, ein nicht minder gefeierter Mann der Wissenschaft, der Botaniker Professor Dr. Carl Nägeli in München, um in der zweiten allgemeinen Sitzung, am Donnerstag den 20. September 1877 ebenfalls über „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis“ zu reden und in klarer, leichtverständlicher Weise den Nachweis zu leisten, daß man unrecht that, mit einem Armutsszeugniß zu schließen, wie es Du Bois-Reymond gethan, sondern daß wir nach genauer Orientirung mit Genugthuung und freudiger Zuversicht zu dem Schlusse kommen müssen:

„Wir wissen und wir werden wissen!“

Die Wissenschaft ist die größte Macht im Leben der Völker. Es verlohnt sich daher für alle Denkenden wohl der Mühe, von den beiden Physiologen, Du Bois-Reymond und Carl Nägeli, zu hören, was wir wissen und wissen werden und was wir nicht wissen und niemals wissen werden.

Du Bois-Reymond definiert das „Naturerkennen“ dahin, es

sei dasselbe nichts anderes, als ein Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf die Bewegungen der kleinsten untheilbaren Körpertheilchen, die man als Atome bezeichnet und aus denen jeder Körper zusammengesetzt ist. Diese Bewegungen der Atome werden durch Centralkräfte bewirkt, welche jenen kleinsten Stofftheilchen untrennbar innewohnen und von der Zeit unabhängig sind. Wenn nun alle Veränderungen der Körperwelt sich auflösen ließen in Bewegungen kleinster Theilchen, denen unveränderliche und ewige Centralkräfte innewohnen, wenn also alle Veränderungen auf die Mechanik der Atome zurückgeführt werden könnten, so wäre das Weltall naturwissenschaftlich erkannt. Alles wäre dann mathematische Nothwendigkeit. Ja man dürfte sich sogar einen Grad von Naturerkenntnis denken, bei welchem alles, was in der Welt vorging, heute vorgeht und in Zukunft noch geschehen wird, durch eine einzige, allerdings höchst verwickelte mathematische Formel ausgedrückt werden könnte.

Schon Laplace, dem wir die großartigste und tiefstinnigste Auffassung des Sternenhimmels verdanken, spricht von solcher Art der Naturerkenntnis:

„Ein solcher Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, welche in der Natur wirksam sind, und die gegenwärtige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analysis (mathematischer Berechnung) zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: Nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig. Der menschliche Verstand bietet in der Vollendung, die er der Astronomie zu geben vermocht hat, ein schwaches Abbild solchen Geistes dar.“

Dieser großartige Gedanke, welcher für die Wissenschaft als höchstes Ziel hinstellt, schließlich die ganze Zukunft voranzusehen, nicht minder, als das vollendetste Wissen auch aus den tiefsten Tiefen der Vergangenheit heraufzuholen und dadurch den menschlichen Geist zum „Allwissenden“ im eminentesten Sinne des Wortes zu machen, überragt an Hoffnungsreichthum selbst die üppigsten Vorstellungen des religiösen Mysticismus. Wir werden nur bedauern, heute noch empfinden zu müssen, daß das menschliche Gehirn zu schwach ist, um zur Aufstellung jener mathematischen Formel, dem Schlüssel der Allwissenheit, befähigt zu sein. Wohl sind die Astronomen unserer Tage im Stande, aus der jetzigen Stellung der Himmelskörper genau zu ermitteln, an welchem Tag und zu welcher Stunde vor Jahrtausendertausenden, sagen wir z. B. anno 299,998 vor Christi Geburt, da ja schon Menschen auf der Erde lebten, eine Mondfinsterniß zu sehen war von jener Stelle aus, wo jetzt Rom steht, ebenso gut, als uns dieselben Astronomen sagen werden, ob und an welchem Tag und zu welcher Stunde im Jahr 10,077 n. Chr. für unsere Erde eine Sonnenfinsterniß eintreffen wird. Aber dieses Maß von Naturerkennen und Berechnen ist im Vergleich zu dem, was erst noch erkannt und berechnet werden müßte, ehe man an jene große Weltformel herantreten könnte, ein minimales, verschwindend kleines. Und ehe jene Weltformel aufgestellt werden könnte, müßten für uns alle Stoffe, so verschiedenartig sie uns erscheinen, auf eine einzige Grundsubstanz zurückführbar sein, deren Anordnung und Bewegungen uns als verschiedenartige Eigenschaften der Materie erscheinen würden.

Du Bois-Reymond ist nun allerdings der Ansicht, daß der menschliche Geist doch nur stufenweise von dem von Laplace gedachten Geiste verschieden sei; die Unmöglichkeit, jene mathematische Weltformel (welche für uns den Schlüssel zur Allwissenheit bedeutet) aufzustellen, sei keine grundsätzliche, sondern sie beruhe nur auf der Unmöglichkeit, die nöthigen thatsächlichen Bestimmungen zu erlangen und selbst wenn dies möglich wäre, auf der unermeßlichen Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Verwicklung eben jener Weltformel.

Da der von Laplace gedachte Geist die höchste denkbare Stufe des Naturerkenntnis darstellt, so benützt Du Bois-Reymond die Voraussetzung jener höchsten Fähigkeit zur Untersuchung über die Grenzen unseres eigenen Naturerkenntnis, das ja noch so unendlich weit von jener vollkommenen Stufe entfernt ist.

Du Bois-Reymond kommt hierbei zu dem Schlusse, daß es zwei Stellen sind, wo auch der von Laplace gedachte Geist ver-

geblich weiter vorzudringen trachten würde, wo daher wir, die noch so weit von jener Fähigkeitsstufe des Laplace'schen Geistes entfernt sind, noch um so mehr vollends stehen zu bleiben gezwungen sind.

Die eine dieser zwei Stellen ist nach Du Bois-Reymond nichts anderes, als die Frage nach dem Wesen der Materie, die Frage nach dem Inhalt von Stoff und Kraft, wie sich die Physik ausdrücken würde. Denn Atome, wie sie von der gegenwärtigen physikalischen Weltanschauung gesetzt werden, gibt es nicht.

„Nie werden wir besser als heute wissen, was hier, wo Materie ist, im Raume spuckt.“ Das ist nach Du Bois-Reymond die eine Schranke des Naturerkennens, und wir werden in der Folge sehen, daß seine Ansicht auch diejenige von Carl Nägeli ist.

Man könnte vermuthen, daß Du Bois-Reymond als zweites unlösbares Räthsel der Natur etwa die Frage nach der Entstehung der lebenden Körper aus lebloser Materie betrachte. Es erweist sich diese Vermuthung jedoch als unrichtig. Du Bois-Reymond geht auch darin mit Nägeli einig, daß wir im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden durchaus nicht den Ausdruck eines übernatürlichen Eingriffes, sondern nichts anderes zu erblicken haben, „als ein überaus schwieriges mechanisches Problem.“ Gewiß ist die Uebereinstimmung in dieser Ansicht ein bedeutsames Zeichen der Zeit, die Signatur der gegenwärtigen physiologischen Naturanschauung; denn sie gelangt durch die hervorragendsten Vertreter physiologischer Forschung des Pflanzen- und des Thierreiches zum Ausdruck.

Aber die zweite Stelle, wo selbst der von Laplace gedachte Geist mit seiner höchsten denkbaren Naturerkenntniß eine unübersteigliche Grenze antreffen müßte, dieses zweite Unbegreifliche ist nach Du Bois-Reymond das Bewußtsein.

Und hierbei handelt es sich nicht etwa um die Erklärung der höchsten Stufe des bewußten Empfindens und Denkens, wie sich dieses im Menschen vollzieht, sondern um die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins auf seiner untersten Stufe, nämlich der-

jenigen der einfachen Sinnesempfindung. Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Klust gesetzt und die Welt nun unbegreiflich geworden. Du Bois-Reymond bemerkt, daß es in keiner Weise einzufassen sei, wie aus dem Zusammenwirken einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. f. Atomen Bewußtsein entstehen könne.

Demnach wäre unser Naturerkennen eingeschlossen zwischen die beiden Grenzen, welche einerseits die Unfähigkeit, Materie und Kraft, andererseits das Unvermögen, geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu begreifen, ihm ewig vorzuschreiben. Allerdings fügt Du Bois-Reymond hinzu, daß der Naturforscher innerhalb dieser Grenzen Herr und Meister sei, daß er zergliedern und aufbauen könne, ohne daß jemand wisse, wo die Schranke seines Wissens und seiner Macht liege; aber über jene Grenzen hinaus könne man nicht und werde man niemals können.

Die reaktionär angehauchten Leser dieses Du Bois-Reymond'schen Botums haben übersehen, daß ihr freudig begrüßter und vielfach auch von ihnen als Autorität angerufener Gewährsmann Bekenner der Abstammungslehre, ein Anhänger der Darwin'schen Theorie von der natürlichen Zuchtwahl, ein durchaus materialistisch forschender Gelehrter ist, welcher es verächtlich, auch nur leise darauf hinzuweisen, daß jenseits der Grenzen des Naturerkennens nun „das Reich des lebendigen Gottes“ beginne, der von den Naturforschern aus dem Bereich ihrer Untersuchungen, aus der unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglichen Welt vertrieben wurde. Aber im Jubel des frommgläubigen Gemüthes über das verhängnißvolle „Ignoramus“ und „Ignorabimus“ kam man schon vergesen, daß damit für die Sache der Theologen ebensowenig gewonnen ist, als durch den Ausspruch des Astronomen: „In meinem Himmel gibt es keinen Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Ami D...

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Allmählich trat Stille ein, nur ein dumpfes Gemurmel, wie das Rollen des Meeres, begleitete die folgenden Worte Doktor Melzer's:

„Mein Universalerbe hat von diesem Vermögen alle oben spezifizirten Legate — Kapital und Renten — auszuführen und den Rest genau nach meiner Angabe zu verwalten, bei seinem Ableben jedoch in ganz ähnlicher Weise, wie ich bei Abfassung dieses Testamentes, zu verfahren, damit der gänzlichen Zerplitterung des Bartels'schen Vermögens, nach dem Willen des ersten Erblässers vorgebeugt werde.“

„Was nun die Thatsache selbst anbetrifft, daß ich einen Sohn nesthe — ein Faktum, von dem nur wenige Leute bisher Kenntniß hatten, so werden der Trauschein seiner Eltern, sowie der Taufschein meines Sohnes die übrigen Verwandten über die Legitimität dieses Erben vollständig beruhigen.“

„Mein Tagebuch wird meinem Sohne Hans sehr deutlich die Gründe angeben, welche mich bewogen, sogar ihm gegenüber das Dunkel nicht zu lüften, welches unser gegenseitiges Verhältniß deckte. Hier an dieser Stelle nur soviel: Ich habe lange darüber nachgedacht, wie der Sohn eines reichen Mannes am besten zu erziehen sei, und da mir alle Methoden mangelhaft und trügerisch erschienen, ich auch täglich den demoralisirenden Einfluß vor Augen hatte, welchen schon allein die immerhin unbestimmte Hoffnung auf eine reiche Erbschaft übte, so beschloß ich, Hans in Unkenntniß über die Lebensstellung zu lassen, die er bestimmt war, einst einzunehmen. Er ist so einfach, bescheiden und sparsam, und besitzt diese Eigenschaften jetzt noch, in einem Alter, in dem der Charakter seinen großen Wandlungen mehr unterworfen ist, daß ich hoffen darf, meine Handlungsweise sei die richtige gewesen.“

„Alles Nähere über meine heimliche Verbindung mit Dorothea Wiedendorfer, welche im Fürstenthum S*, in der Pfarrkirche des Fleckens B*, statthalt, und noch bei Lebzeiten meines Vaters vollzogen wurde, der dieser Ehe abgeneigt war, findet sich in den bei dem hiesigen Gericht deponirten Familienpapieren. Eine

Abchrift derselben ist in dem Besitze meiner Schwägerin Gertrud Gündelheim, die nach dem Tode ihres Mannes meinem Haushalt treulich vorstand und den Sohn ihrer leider zu früh geschiedenen Schwester Dorothea mütterlich verpflegte und nach meinen Instruktionen großzog.“

„Auch der Todtschein meiner seligen Frau Dorothea, die vier Wochen nach der Geburt ihres Sohnes starb und auf dem Friedhofe des Fleckens B* im Fürstenthum L*, nahe der Grenze begraben liegt, befindet sich in gerichtlichem Depositum.“

„Es ist eine Eigenheit und scheint sich in der Familie Bartels auch fortzuerben, daß der jedesmalige Erblasser — das Haupt dieser Familie — seine Nachfolger und Erben mit ungünstigem Auge betrachtet. Ich habe mich bemüht, diesen Fehler, wenn es einer ist, möglichst zu bekämpfen und einem jeden nach Verdienst und Würdigkeit und mit Berücksichtigung der so zahlreich vorher geäußerten Wünsche, seinen Theil zu geben. Deshalb bin ich auch fest überzeugt, daß der sogenannte ‚Erbonkel‘ noch lange Zeit in der Erinnerung der Dohlenwinkler fortleben wird!“

Hier folgte noch die Verlesung der Namen des Erblässers und der Zeugen — und Stadtrichter Melzer faltete das verhängnißvolle graue Heft zusammen und schob es in die schwarze Mappe.

Wieder entstand eine momentane Stille, es war, als wenn der Geist Jakob Bartels über der Versammlung schwebte, dann löste sich die furchtbare Spannung, und eine Fluth von Fragen, Anklagen und Versicherungen, das nicht leiden und das Testament umstoßen zu wollen, ward ausgestoßen. So uneinig die Geschwister auch früher untereinander gewesen, jetzt wandten sich alle einmüthig gegen den neuen Prätendenten.

Was nun den eigentlichen Helden dieser Tragikomödie betrifft, Herrn Hans Bartels, so saß er stumm und mit Schamröthe übergossen da und glich eher einem Delinquenten, der eben ein

reuevolles Geständniß abgelegt, als dem Erben eines großen Vermögens und dem Stammhalter des Bartels'schen Hauses.

Allerdings hatte Frau Gertrud dem völlig Ahnungslosen heute früh eine Menge von Andeutungen gemacht, die wohl hingereicht hatten, ihn auf bevorstehende große und außergewöhnliche Dinge vorzubereiten. Als nun aber das Testament verlesen, das Geheimniß enthüllt war — da traf die Nachricht, daß der Todte sein Vater gewesen, daß er, Hans, jahrelang neben ihm gelebt hatte, ohne dies zu ahnen, daß Herr Jakob sich dem Sohne nicht wenigstens noch auf dem Sterbebette zu erkennen gegeben, den armen alten Burschen doch gänzlich unerwartet.

Bei Erwähnung seiner früh geschiedenen Mutter, von der Gertrud ihm schon oft erzählt, feuchtete eine Thräne seine kleinen, gutmüthigen Augen, und als er dann später die entrüsteten Ausrufe und ungestümen Worte der erbberechtigten Geschwister Bartels vernahm, die so mit einemmale seine — sehr ungnädigen — Dunkel und Tanten geworden, wäre er am liebsten davongelaufen.

Aber ein leuchtender Blick aus Adelgundens Bergschmeinnichtaugen und ein ziemlich kräftiger Stoß von Gertruds Ellenbogen hielten den zaghaften Erben auf seinem Pfade fest.

Die häßliche Haushälterin feierte heute einen Tag des Triumphs, der sie für manche erlittene kleine Demüthigungen reichlich entschädigte. Sie war sich ihrer Bedeutung als Tante des „Erben“ vollbewußt und blickte erhobenen Hauptes siegesgewiß um sich.

Stadttrichter Melzer hatte einen tüchtigen Sturm auszuhalten, denn der Hofrath, Meister Johann, Martha und Emmerenzia überschütteten ihn mit Fragen, während Dame Edeltrud in statuenhafter Ruhe verharrte und nur dann und wann ein nervöses Zittern ihre Glieder erbeben machte. Erst als ein Seitenblick von ihr auf Adelgunde fiel, deren verklärtes Lächeln leicht auf die Gefühle schloß, welche den jungfräulichen Busen bewegten, da hob ein Seufzer der Erleichterung auch ihre gepreßte Brust.

Auf den Bänken, welche die zu dieser Testamentsöffnung geladenen dohlenwinkler Honoratioren einnahmen, herrschte gleichfalls reges Leben und Bewegung. Man sprach, lachte, neigte sich herüber und hinüber. Hier war Jonas Wallfisch der Stimmführer. Der allwissende Birth zum „schwarzen Wallfisch“ war zwar gleich sehr, wie alle übrigen, durch diese unerwartete Wendung der Dinge überrascht worden, hatte aber die Geistesgegenwart gehabt, dies nicht zu verrathen, und behauptete nun steif und fest den verwunderten Mitbürgern in's Angesicht, daß er dies längst gewußt, das Geheimniß aber habe bewahren müssen. Er verstand dies so glaubwürdig zu machen, daß die Dohlenwinkler nicht wußten, ob sie ihn mehr seiner ausgezeichneten Qualitäten wegen verehren sollten, die ihm das Vertrauen selbst des mißtrauischen Erbtontels eingetragen, oder um des Heroismus willen, ein so pikantes Geheimniß jahrelang verschwiegen zu haben.

Da tönte vom Thurme herab das Mittagsläuten. Gravitätisch erhob sich Frau Gertrud, näherte sich dem Stadttrichter und bat

ihn, das Mahl, welches man nach ihrer Weisung eben in dem Nebenzimmer anrichtete, nicht verderben zu lassen.

Doktor Melzer, froh, eine Gelegenheit zu haben, den Fragen und Vorwürfen der Geschwister Bartels zu entgehen, beeilte sich, diesem angenehmen Rufe Folge zu leisten und durchschritt an der Wirthschafterin Seite das Gemach, um sich in das Speisezimmer zu begeben.

Der Erbe folgte schnell mit den beiden Schreibern, es war, als wolle er nicht bei den neuen Verwandten, die ihn so unfreundlich aufgenommen, allein zurückbleiben.

Meister Johann, der Hofrath, Martha und Emmerenzia erklärten laut und mit feindseligen Blicken, daß sie nicht eine Minute länger in einem Hause verweilen würden, wo man sie nicht nur beraubt und bestohlen, sondern auch beleidigt und auf das empörendste in ihren Rechten gekränkt habe.

Das junge Ehepaar zögerte noch und wußte augenscheinlich nicht, was es thun — ob es gehen oder bleiben solle. Da geschah das Unerhörte. Die metallharte Stimme der Hofrätthin ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Sebalduß, deinen Arm, geleite uns in den Speisesaal. Es ist mir befreulich, zu hören, daß du dieses Haus verlassen willst, ohne deinen Neffen begrüßt zu haben. Schmähtüchtige Menschen könnten ja dadurch leicht auf den Gedanken gebracht werden, daß auch wir nur um des elenden Mammons willen deinem verstorbenen Bruder einige Aufmerksamkeit erweisen haben und es nun den Unschuldigen entgelten lassen, daß man uns übergangen. Wir dürfen der Welt kein solches Schauspiel geben: Noblesse oblige!“

Damit rauschte Frau Edeltrud am Arme ihres kleinen Mannes, der sich ihr sofort gehorjam genähert hatte, davon, Adelgunde folgte in ahnender Glückseligkeit, und auch Köschen und Jakob schlossen sich an.

Unleugbar hatten die adligen Bartels einen brillanten Abgang durch die zeitgemäße Frontveränderung der Hofrätthin. Verblüfft blickten ihnen die anderen Verwandten nach, dann aber ergoß sich ein Strom von Schmähreden, zumal von den berebten Lippen der Frauen, die sogleich das Motiv dieser scheinbar so edlen Uneigennützigkeit erkannt hatten.

Die drei Geschwister und Frau Friederike, welche dem „Schwager Geizhals“ die spitzige Bemerkung über ihre Person garnicht vergeben konnte, verließen in seltener Einigkeit das graue Haus am Markte, das Ziel so vielen vergeblichen Ringens und Strebens. Auf dem Heimwege aber schon, nachdem man einhellig beschloß, einen Advokaten anzunehmen und das Testament umzustoßen, indem man die Legitimität des so plötzlich aufgetauchten Neffen und Erben anzweifelte, kam man in Streit. Ein jedes behauptete nämlich, am tiefsten verletzt, am meisten geschädigt zu sein, und da die übrigen wieder nicht undeutlich merken ließen, daß dies nicht der Fall, ja manche Bestimmungen sogar wohlverdient und zutreffend seien, gab es bald ein hitziges Wortgefecht und die getäuschten Erben trennten sich in hellem Zorn von einander.

(Schluß folgt.)

Parlamentarier.

XI.

Die Dioskuren August und Peter Reichensperger — „Castor der reißige Held und der Kämpfer der Faust Polydeukes“ — sie lassen sich nicht gut von einander trennen; wir wollen die Brüder deshalb auch hier zusammen behandeln. Uebrigens paßt obiges Verslein garnicht so schlecht auf die beiden Herren, wenn man es bildlich nimmt. Der vielbewanderte, schlaue August, dem selbst der Zorn ganz gut ansteht, da er dabei glatt weiter redet, und dann der derbe, ernste Peter, dem vom Zorn übermannen die Stirnaber hoch aufschwillt, der dann mit der Faust auf das Rednerpult donnert und nur noch stotternd den Redefaden wieder aufnimmt — haben wir nicht das getreue Abbild der Dioskuren?

Zwei tüchtige milites ecclesiae sind es, und nebenbei zwei hochgebildete Männer, der eine ein bedeutender Kunstkennner, der andere ein scharfer Denker und Rechtsgelehrter.

Früher liberal, jetzt kirchlich — eine merkwürdige Wandlung; sie haben dieselbe mit dem gesammten katholischen Volke der preussischen Rheinprovinz und Westfalen gemein. Solange man von Seiten der preussischen Regierung die Religion aus dem Spiele ließ, solange waren die Westprovinzen gut preussisch und liberal gesinnt, besonders nach dem Jahre 1848, nachdem aber der Kampf gegen die römisch-katholische Kirche eröffnet worden ist, glaubt das Volk dort sich in seinem Gewissen bedroht, wirft alle frühere Freimüthigkeit ab, scharft sich um seine Pfaffen und um Rom und ist so unzugänglich geworden, daß es von Aufklärung und Fortschritt nichts mehr wissen will.

Vielleicht, daß der Kulturkampf solchen Zustand bezweckt hat — derselbe ist einer reaktionären Regierung niemals gefährlich. Und wenn auch momentan die Pfaffen die Gegner des reaktionären Staates sind, so bleibt doch auf die Dauer die Kirche aller Konfessionen die treueste Stütze desselben.

Die beiden Reichensperger sind alte Parlamentarier. August war Mitglied der deutschen Nationalversammlung, des erfurter Parlaments und darauf ununterbrochen Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, des norddeutschen und deutschen Reichstags. Peter war Mitglied der preussischen Nationalversammlung, des erfurter Parlaments und dann seit 1849 Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses und später des Reichstags. Man sieht, daß die Brüder auch ihre Rollen zu vertheilen wußten; während der eine nach Frankfurt ging, blieb der andere in Berlin.

Und noch immer verstehen es die Herren ihr Kräfte gut abzuwägen und auszunutzen. Während der bewegliche August, der „reißige Held“, fortwährend die Gegner attackirt und beunruhigt, während er fast ebenso oft im Reichstage wie der kleine Windthorst spricht, hält Peter nur ab und zu bei gewichtigen Angelegenheiten eine lange und zwar auch langweilige Rede vom Katheder herunter, die aber immer eine größere Bedeutung hat und sich auch gut liest. In seiner Erregung wird der Redner meist allzu pathetisch und zornig und deshalb vielfach unverständlich.

Die Brüder sind in Coblenz geboren, der eine 1808, der andere 1810. Der ältere, August, war bis 1875 Appellationsgerichtsrath zu Köln, der jüngere, Peter, ist noch gegenwärtig Obertribunalsrath in Berlin.

Ersterer hat eine große Anzahl von Schriften über Baukunst verfaßt, letzterer über Rechtswissenschaft.

Beide sind anerkannte Führer der kirchlichen Partei; beide scheinen es ernst mit ihren Anschauungen zu nehmen und gelten für tüchtige Charaktere.

Mit dem Kulturkampf wird auch wohl ihre parlamentarische Laufbahn beendet sein.

Ludwig Feuerbach. (Schluß.) In Ansbach hatte Feuerbach 1833 zwei umfangreiche Schriften veröffentlicht: „Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch“ und die meisterhafte „Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Spinoza“. Vor seinem schonungslosen Verstande konnte indeß die in's Ueberfünftliche mit schwindelnder Reckheit hinausspintirende Hegel'sche Philosophie auf die Dauer ebensowenig bestehen, als die christliche Religion; in seinen 1835 in Ansbach erschienenen „Kritiken auf dem Gebiete der Theologie“ leitete er den Kampf gegen das Hegelthum ein und wenige Jahre später vollzog er in den von Arnold Ruge herausgegebenen Halle'schen Jahrbüchern, insbesondere durch die Schrift „Zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie“ den völligen Bruch mit derselben. Er erklärte klar und scharf, wie immer, alle Spekulation über die Natur und den Menschen hinaus für eitel, den „absoluten Geist“ für eine „Schöpfung des subjektiven Menschengesistes“ und fand das Reich der Wissenschaft in der Rückkehr zur Natur. So drang er, nachdem er nicht allein den herrschenden, sondern vielmehr allen vorhandenen religiösen und philosophischen Anschauungen den Krieg erklärt hatte, kühn und siegreich auf eigener Bahn voran. 1838 erschien das Werk „Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Philosophie und der Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt“, 1839 „Ueber Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit“ und dann seine hochberühmten Hauptwerke, 1841 „Das Wesen des Christenthums“, 1845 „Das Wesen der Religion“ — Werke, welche die Naturgeschichte der christlichen Religion und aller Religionen enthalten, die Religionen als menschliche Phantasieen erweisen und damit für jeden wahrhaft gebildeten Menschen fortan die Religiosität zur Unmöglichkeit gemacht haben. Diese gewaltigen Geistesleistungen brachten Feuerbach's Namen in aller Mund und trugen ihm einen Ruf nach Heidelberg zu Vorträgen vor der dortigen Studentenschaft ein. Doch kehrte er bald wieder nach Brudberg zurück, um sich vor der Revolution und ihren Männern, die allzu weit „über seinem Maß“ waren, in die Gedankenwerkstätte seiner Studirstube zurückzuziehen. Er ist aus derselben nie wieder in's öffentliche Leben herausgetreten; rastlose Arbeit, deren Schöpfungen ihn stets auf der Höhe seiner Zeit, ja ihr weit voraus zeigten, in fast völliger Vereinsamung, Beschränkung seines Verkehrs auf die Armen und „Niedereren“ seiner Umgebung und harter Nahrungsummer — das war das fernere Loos eines der größten deutschen Denker. Ende der fünfziger Jahre hatten unvermeidete Unglücksfälle der Frau Feuerbach's die kleine Rente entzogen, welche ihr aus den Erträgen der brudberger Porzellanfabrik zustand, und die Gatten von dem Schauplatz ihres vieljährigen ehelichen Glückes vertrieben. Bis zu Feuerbach's Tod, am 13. September 1872, verlebten sie auf dem Rechenberg bei Nürnberg schwere, hoffnungslose Tage.

Etwas vom Regenwurm. Allgemein im Volke ist noch die Ansicht verbreitet, daß der Regenwurm die Wurzeln der Pflanzen abnaget oder doch wenigstens beschädige. Diese Ansicht ist grundirrig. Deshalb wollen wir hier kurz die Thätigkeit des Regenwurmes, dieses braven Gartenfreundes, skizziren. Der Regenwurm bohrt sich mit merkwürdiger Leichtigkeit in der Erde fort. Er ist, besonders auf der Bauchseite, mit sehr kleinen, aber steifen und rauen Ringen besetzt, die alle nach hinten gerichtet sind; vom Kopf nach dem Schwanz zu bestreichen fühlt er sich glatt an, umgekehrt rauh wie eine Feile. Er zieht sich erst zusammen und streckt sich dann lang aus, bei welchem Experiment ihm das durch die nach hinten gerichteten Ringe besonders geeignete Hintertheil als Stützpunkt dient und der späte Kopf die Erde nach vorn durchbohrt. In die so gebildeten Röhren nun zieht der Regenwurm Nachts seine Nahrung hinein, indem er bis zur Erdoberfläche kriecht und dem Loche entsteigt, aber nicht völlig, sondern nur mit dem vorderen Körpertheil. Das Schwanzende bleibt im Loche stecken und dient als Achse, um welche er sich drehend den Boden im Kreise nach Nahrung absucht. Diese besteht lediglich in abgefallenen Blatttheilen und am liebsten in solchen, die schon angefaul't sind; frischere Blatttheile zieht er auch in seine Gänge, frißt sie aber erst, wenn sie faulig und weich geworden sind. Der Wurm müßte verhungern, wenn er von den harten, frischen Blättern oder gar von den frischen Pflanzenwurzeln leben sollte. In den Wurmröhren lagert er nun an den Wänden seine Exkremente ab, die wie fettige, schwärzliche, feine Gartenerde aussehn und die fruchtbarer sind, als diese. — Wenn nun Pflanzen auf einem von Würmern durchzogenen Boden wachsen, so finden sich in den etwas älteren Röhren Wurzeln derselben, üppig entwickelt, bis zum Ende der Röhre kriechend, mit zahlreichen Saughaaren, welche die Wurmelemente an den Wänden aufsaugen. Diese Röhren sind dem Wachsthum der Pflanzen äußerst gedeihlich; sie finden daselbst Raum und zwar in der

Richtung senkrecht abwärts Feuchtigkeits- und Nahrung. Die zarten Saugwurzeln der Pflanzen kommen auch nur da in den Untergrund hinab, wo ihnen die Würmer Bahn gebrochen haben. — Um aber von der Massenhaftigkeit dieser Wurmtätigkeit sich eine Vorstellung zu machen, sei erwähnt, daß neuere Forschungen dargethan haben, daß auf die Hektare Gartenlandes etwa 133,000 Würmer kommen, die zusammen das Gewicht von circa 800 Pfund haben und in 24 Stunden 133 Pfund Dünger produziren. — Wir sehen also, daß die Hauptthätigkeit der Regenwürmer darin besteht, die Verwandlung der pflanzlichen Abfallstoffe in Dünger zu beschleunigen und den Untergrund aufzulockern, so daß den Pflanzenwurzeln die Wege geöffnet und dieselben direkt mit der besten Nahrung versorgt werden. — Noch sei bemerkt, daß viele tausende von Regenwürmern auch die direkte Prüfung glänzend bestanden haben, denn niemals hat man in dem Magen eines Wurmes Ueberreste von frischen Wurzeln vorgefunden. — Was nun aber thun? Soll man wieder die Maulwürfe tödten, da sie die nützlichen Würmer fressen, diese Thierchen, die eine geradezu unerfegliche Thätigkeit entwickeln? Diese Frage müssen wir trotzdem verneinen, da der Maulwurf neben den Würmern vorzugsweise die so schädlichen Engerlinge und anderes Ungeziefer frißt, und weil ferner die Würmer eine ganz erstaunliche Fruchtbarkeit besitzen, so daß es dem Maulwurf mit seinen Ausrottungsgelüsten ziemlich schwer werden müßte. — Unsere Leser sehen aber aus dieser Skizze, daß der Mensch im allgemeinen die Natur selbst walten lassen und ihr nur da, wo er unbedingt sicher ist, keinen Mißgriff zu thun, unter die Arme greifen soll.

Lungenschützer. Nachdem längst erkannt worden ist, daß in verschiedenen Arbeitsbranchen die Gesundheit der Arbeiter durch Einathmung staubiger, mit allerlei schädlichen Bestandtheilen gefüllter Luft benachtheiligt wird, sollten überall bereits die nöthigen Maßregeln zum Schutze der bedrohten Arbeiterlungen getroffen sein. Die geistige Trägheit und der Geiz der Fabrikanten indeß, sowie auch die Indifferenz sehr vieler Arbeiter sind schuld daran, daß bisher in dieser Richtung nur sehr wenig geschehen ist, obgleich sich die technische Wissenschaft in anerkennenswerther Weise bemüht, für Schutzvorrichtungen möglichst vollkommener Art zu sorgen. Als Lungenschutz in staubgefüllter Atmosphäre empfiehlt Professor Tyndall Baumwollrespiratoren, die in's Stände sind, die feinsten Staubtheile aus der sie passirenden Luft zu entfernen. Um eine nicht nur mit Staub, sondern auch mit schädlichen Gasen verunreinigte Luft athmungsanglich zu machen, ist erforderlich, eine Schicht frisch geblühter Holzkohle in linsengroßen Stücken zwischen die Baumwolle zu legen. Gegen Säuredämpfe kann man auch statt der Holzkohle staubfreie Stücke von geglähtem Magnesit oder eine andere die Säure neutralisirende Base verwenden. Gegen Rauch schützt man sich am besten und einfachsten durch Befestigung der mit einer Lage Holzkohle verbundenen Baumwolle mittels des Glyzerins. Ein Respirator dieser letzteren Art wurde bei Versuchen durch die londoner Feuerwehrr als äußerst brauchbar befunden. Es wäre zu wünschen, daß sich in Deutschland die Instrumentenmacher auf die Massenproduktion dieser Baumwollrespiratoren legten.

Eine fürchterliche Minute. Am 13. Dezember fuhr ich um 9 Uhr 3 Minuten mit dem Postzug von Regensburg nach Passau. Die Reisegeellschaft, die ich im Nichtrauchercoupé vorfand, war international zusammengewürfelt; ein Rumäne, der von London nach Bukarest fuhr, ein Ungar mit Frau und zwei Kindern, der unermüdliche deutsche Handlungsreisende und meine Wenigkeit. Die Unterhaltung drehte sich um das Alpha und Omega der Gegenwart, die leidige Politik, wie Vater Goethe sagen würde, und den Angelpunkt des Meinungsstürmes bildete selbstverständlich die Kapitulation von Plewna. Plötzlich riß der leidenschaftlich gespannte Gesprächsfaden, denn die Räder gaben einen kreischenden Ton von sich, der das gewöhnliche brausende Rollen des Bahnzuges überbortete. Die Waggontäume fingen an zu zittern und die Fenster klirrten wie bei einem heftigen Erdbeben. Die Handtaschen und Hutkutscheln, die in Folge eines Rucks vom Regal auf unsere Köpfe niederfielen, tanzten im Coupé herum wie lebende Wesen, die eine Tarantel gestochen. Zugleich erschütterte ein Doppelpfeiff die Luft, wie ich ihn noch nie gehört. Ich riß das Fenster auf und starrte sprachlos hinaus. Ich glaube, daß mir das Herz stillstand, als wenn mich ein Nervenschlag gerührt hätte. Auf der einspurigen Bahn sauste uns ein Güterzug entgegen. Als ich wieder Worte fand, um mich mit meinen Reisegefährten zu verständigen, raffte die Frau ihre Kinder zusammen und fiel ohnmächtig zu Boden. Der Rumäne zertrümmerte mit einem Faustschlag das andere Fenster, um sich hinauszufürzen, was ihm zum Heile für seine Knochen die Korpuslenz nicht gestattete. Wir drei anderen Männer, die wir noch kurz zuvor uns mit geistigen Waffen gemessen, hielten uns schweigend umschlungen. Was ich dachte oder ob ich überhaupt dachte — ich weiß es nicht. Es war die fürchterlichste Minute meines ereignisreichen Lebens. Plötzlich stand der Zug still und ein Jubelschrei des Fahrpersonals verkündete die Beseitigung der Gefahr. Die Heberlein'sche Bremse hatte ihr Meisterstück gethan, es war ein Triumph des Menschengesistes über die Naturkräfte. Die beiden Züge standen in einer Entfernung von hundert Schritten still.

Dr. Trauail.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

(Fortsetzung.) Von B. G.

Bevor wir uns nun mitten in's praktische Spiel hineinstürzen, wollen wir uns noch einige Regeln zu Herzen nehmen, deren sorgfältige Beachtung nur zu empfehlen ist. Dieselben sind im nachstehenden Wortlaute in den „Spielregeln“ des in der ganzen Schachwelt rühmlichst bekannten Leipziger Schachklubs „Augustea“ enthalten; sie lauten:

Der Anzug und die Farbe der Steine wechselt; beim ersten Spiele entscheidet das Loos.

Kein Zug darf zurückgenommen werden. Ein ohne die vorgängige Aeußerung „J'adoube“ oder „ich stelle zurecht“ angerührter Stein muß gezogen, beziehentlich genommen werden, dafern solches nach den Spielregeln überhaupt möglich ist.

Ein Zug ist geschehen, wenn der Stein auf ein anderes Feld gebracht und losgelassen worden ist.

Es wird nur mit einem Stein angezogen.

Patt wird dem Remis gleich geachtet. (Ein Spieler ist „patt“, wenn er gar keinen Zug mehr übrig hat, als etwa einen solchen, der dem Gegner möglich machte, des ersteren König zu schlagen; remis heißt das unentschiedene Spiel, in welchem keiner der Spielenden den andern matt zu setzen vermag.)

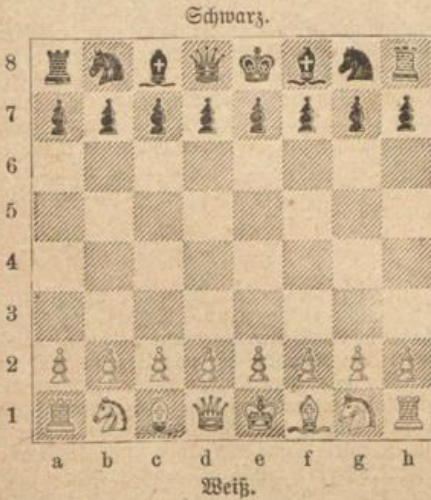
Roi déposé kann mattgesetzt werden und ist alsdann die Partie wie bei jedem andern Matt ganz verloren. (Roi déposé ist ein von allen anderen Figuren durch das Schlagen des Gegners entblößter König.)

Wird der König fortwährend im Schach gehalten, so ist das Spiel remis.

Ein Versehen hinsichtlich der Stellung des Brettes macht das Spiel null und nichtig.

Fehler in Gang und Stellung der Figuren machen, wenn sich die Spieler über die frühere Stellung nicht einigen können, das Spiel ungültig.

Nach diesen Präliminarien mögen diejenigen unserer Leser, welche uns bis hierher aufmerksam gefolgt sind, sich zur ersten Schlacht rüsten, indem sie die Schachfiguren in ihre Anfangsstellung auf die Reihen 1, 2, 7 und 8 bringen.



Ist die Aufstellung geschehen, so wagen wir einmal einen beliebigen ersten Zug — Weiß zieht gewöhnlich an! — zum Beispiel: 1) f2—f4; darauf mag Schwarz antworten mit e7—e6; nun geht Weiß mit dem g-Bauern 2) g2—g4, und darauf hat Schwarz nur einen richtigen Zug, der ist: Dame d8—h4 Schachmatt!! Schon mit dem zweiten Zuge wäre also, dank der Ungeschicklichkeit des Weißen, die Partie zu Ende. Natürlich ist dieser frühe Tod — das sogenannte Narrenmatt — sehr leicht zu vermeiden. Der Weiße hätte z. B., wenn er durchaus im zweiten Zuge Lust hatte, den g-Bauern vorzurücken, nur g2—g3 ziehen dürfen, und an ein Matt wäre vorläufig garnicht zu denken gewesen. Aber schon sein erster Zug war schwach: der f-Bauer hat nämlich die wichtige Aufgabe, den König gegen verschiedene ähnliche Angriffe, wie den der feindlichen Dame von h4 aus, zu decken, und zwar sowohl in der Königs-Anfangsstellung auf e1 als in der Stellung der kleinen Rochade auf g1, und zu diesem Zwecke bleibt er zunächst am besten ganz ruhig zuhans, auf f2. Des Weißen erster Zug mußte also anders sein; aber wie? Wenn man sich in einen Kampf stürzt, soll man seine schwachen Punkte möglichst sorgfältig gedeckt halten und soviel Kräfte zum Angriff und zur Verteidigung freimachen als thunlich. Auch im Schach sind die Bauern nicht zu ver-

achtende Kämpen, man wird sie also, je nach Bedürfnis, zum Angriff vordrängen oder zur Deckung des eigenen Lagers zurückbehalten müssen; viel beweglicher aber, mit ihren Kräften weithin reichend und darum bedeutend stärker, sind die Offiziere. Daher sind die Einleitungszüge in jeder Schachpartie desto vorteilhafter, je mehr Offiziere sie zum Angriff freimachen. Kein erster Zug ist jedoch besser, als der: Weiß e2—e4; darauf antwortet Schwarz, von denselben Rücksichten geleitet, e7—e5. Und nun mögen die Schachfreunde der „Neuen Welt“ — wir fordern natürlich nur die Anfänger in der Schachspielkunst hierzu auf! — uns berichten, welchen von den 29 möglichen zweiten Zügen des Weißen sie für den besten halten zur raschesten Entwicklung der in der Anfangsstellung vielfach gehemmten Kräfte des Weißen und zur möglichsten Sicherung seiner Stellung gegen feindliche Angriffe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Braunschweig. A. F. Ihre Köstlichkeiten sind hübsch. Der zweite soll bald zur Verwendung kommen. Was sonst noch in Vorrath, das schicken Sie nur ein.

Quercy. An den Einsender des „Quercy'schen Kreisblatts“ vom 20. Dezember, in dem von „öffentlichen Vorträgen im Unstruthale“ Bericht gegeben wird. Daran erkenne wir vorerst, daß sich im Unstruthale eine Schaar Männer zusammengethan hat, um öffentliche Vorträge zu halten, die „in populärer Weise die brennendsten Fragen unserer Zeit beleuchten sollen“. Der erste Vortragsabend brachte eine Rede des Dr. Hölder aus Freiburg über „Die neue Anschauung über die Entstehung des Menschen“. Dabei wurde „jedem klar“, daß die von neueren Naturforschern beliebte und mit Freuden begrüßte Anschauung, der zufolge der Mensch nur ein Produkt der Fortentwicklung der ersten Affe und ein Nachkomme der Affen (!) sei, ihre überaus grohen und gerechten Bedenken hat, und welche wahres Bekenntniß (!) der Professor Birchow“ auf der letzten Naturforscherversammlung abgelegt hat, als er sich so — tapfer, wollen wir sagen, gegen die Verdrängung der biblischen Schöpfungsgeschichte aus der Volksschule durch die darwinische Abstammungslehre aussprach. Wir sehen, woher der Wind weht in den Vorträgen aus dem Unstruthale, und wir können uns nicht wundern, wenn am 12. Debr. der Herr Pastor Wendelson-Wependorf in seinem Vortrage über die Sozialdemokratie und die Religion mit folgenden interessanten Thesen auf dem Plane war: 1) Die Sozialdemokratie huldigt dem Atheismus. 2) Die Sozialdemokratie kennt keine Sünde. 3) Die Sozialdemokratie kennt keine Tugend u. s. w. u. s. w. Der Einsender sagt in seinem Begleitschreiben Folgendes hinzu:

„Gehörter Herr Redakteur! Beiliegendes Kreisblatt überreicht Ihnen zur geneigten Kenntnisknahme einer von der „Schwarzen Gesellschaft“ aus dem Unstruthale. Derselbe hat die „Neue Welt“ seit ihrem Erscheinen gehalten und aufmerksam gelesen, ist aber leider noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die neue Welt der Sozialisten eine wirklich bewohnbare Welt werden kann. Sie ist nur ein Wahngelbde und nähert sich diese bedauerenswerthe Thorheit durch die freilich immer mehr zu Tage tretenden grohen Mängel der heutigen Gesellschaft. Alles nur in der Idee. Denn sobald die neue Welt anfänge, zu existiren, wäre auch ihr Ende da. Merkwürdig und fessam, daß Sie und Ihre Genossen kalten Blutes und Verlaudes glauben können, daß eine menschliche Gesellschaft auf die Dauer ohne Religion zu existiren vermag. Im Uebrigen freut es mich, daß Sie da sind und Fortschritte machen, um der Liberalen willen, die ich mit Ihnen bekämpfe. Sie sind wenigstens konsequent und kein Gartenlaubemann. Daß Sie fort und fort die „Pflaßen“ mit ginnigem Haß verfolgen, finde ich natürlich, denn ohne die „Pflaßen“ wären Sie schon ein Stücklein weiter; aber erbärmlich ist es, sie alle als Heuchler hinzustellen und von dieser Erbärmlichkeit ist die „Neue Welt“ oft nicht freisprechen. Ein Gekühler, der aus tiefer Ueberzeugung die christliche Religion predigt.“

Nun, gehörter Herr Pastor — etwa Pastor Wendelson selbst? — was wollen Sie mit der Einleitung des Vortragsberichts und mit Ihrem Briefe? Uns belehren? Wohl kaum! Uns rechnen Sie gewiß zu den verlorenen Söhnen der Kirche, die nicht wiedergefunden werden. Wollen Sie vielleicht einige unserer Leser von dem rothen Verderben retten? Das wäre möglich, und um Ihnen dazu Gelegenheit zu geben, widmen wir Ihnen einen so beträchtlichen Theil unseres vielumwobenen Korrespondenzwinkels. Wir wollen sogar noch viel mehr für Sie und die Religion thun: wir räumen Ihnen zur Vernichtung des Sozialismus einen beliebig grohen Platz in der „N. W.“ ein und versprechen Ihnen vor aller Welt, daß wir nicht etwa mit „bekannter sozialdemokratischer Rücksichts- und Erbarmungslosigkeit“ mit Ihnen in's Gericht gehen werden, sondern gegen Ihre Ausführungen nur ganz bescheidene Bedenken, falls es uns umgänglich scheinen wird, machen und Ihnen das letzte Wort lassen werden. Bei Gelegenheit wollen wir uns auch erlauben, mitzutheilen, warum wir allerdings bislang alle „Pflaßen“, aber keineswegs alle Geisllichen — wir machen da einen kleinen Unterschied! — für Heuchler gehalten haben und halten müssen! Also heraus mit dem Schwert des Glaubens, Mann Gottes, hier ist der Feind, hier schlag ihn todt!

Berlin. H. W. Die Prüfung Ihrer Novelle wird noch im Laufe dieses Monats stattfinden. — B. C. Sie scherzen doch wohl nur mit Ihrem Wunsche bezüglich des Kaufergewehrs? — Ro. Sie sollen den Kampf wider Dr. N. eröffnen, obgleich Sie sich nicht ganz so kurz gefaßt haben, als wir gewünscht hätten. — S. St. Herz! Dank! Die Mittheilung über die Melodie der Marcellaise soll gelegentlich benutzt werden; ihr Inhalt ist indes schon in ziemlich weiten Kreisen bekannt und neulich nur darum nicht erwähnt worden, weil wir einer größeren Arbeit über die Revolutionsgedänge, die wir in Aussicht haben, möglichst wenig vorgreifen wollten. — Eta. Schadet garnichts, wenn wir uns in der Diagnose Ihrer Krankheit auch ein wenig getäuscht haben, falls nur die Medizin weiterhin so vortreflich anschlägt, wie der „erle Löffel“ — unsere Revolutionsnummer. Ihr Brief vom 6. Klingt schon nicht mehr halb so griesgrämig als der erste.

Mogunig. J. Sch. Wir haben das irrthümlicherweise an uns statt an die Expedition der „N. W.“ gehendete Geld der letzteren übermitteln. — Ober-Weilau. H. B. Skizze „Proletariatsleben“ angekommen und zu baldiger Veröffentlichung reservirt.

Frankfurt a. M. L. D. Ihr Lessendorff-Räthsel ist ganz hübsch; zur Aufnahme erscheint es uns aber nicht recht geeignet: erstens weil auf den Waffersaatsanwalt — und allezeit Wehrer der Sozialdemokratie — schon ein Räthsel in einem der Partei-salender erschienen ist, und zweitens, weil dem Wanne für seine guten Dienste unfer-seits bereits Ehre genug geschehen ist. — Der Verfasser des benannten Artikels ist allerdings Ihr „auf dem Wege der Besserung“ befindlicher ehemaliger Lehrer.

Berlin. B. B. Unter den eingereichten Rechenaufgaben, Rebusen u. s. ist verschiedenes Brauchbare.

Matus. J. W. Sie haben, wie es scheint, ein nicht unbedeutendes poetisches Talent, nur müssen Sie suchen, Ihren Gedanken Karren, weniger phantastischen Ausdruck zu geben, als in dem Gedichte „Reisjahrsnachricht“.

Th-en. G. V-h. Zu gelegentlicher Verwendung reservirt.

Hamburg. Einige Liebhaber. Es werden in der That, sobald möglich, von den meistbegehrten Bildern der „N. W.“ Massenabzüge zum Separatverkauf hergestellt werden.

Wien. Carl F. Der im Ramen Ihres Vereines geäußerte Wunsch wird erfüllt. (Schluß der Redaktion: Mittwoch, den 9. Januar.)